



# **EXPORT A**

**LISA KRÄNZLER**

# Inhaltsverzeichnis

## ERSTER TEIL

1.

Kat.

2.

3.

Pastor Leroy.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

Kleiner Exkurs.

15.

16.

17.

18.

19.

Bernie.

20.

21.

22.

September 2010

31.12.2000

ZWEITER TEIL

23.

Josh und ich.

24.

Geld (1)

25.

Stoner Activities.

\*\*\*I-30° C

Geld (2)

26.

27.

28.

29.

30.

31.

Maple Street.

32.

33.

34.

35.

Tyler.

36.

37.

Ostersonntag.

38.

[39.](#)

[40.](#)

[41.](#)

[42.](#)

[43.](#)

[Dream on.](#)

[Dream on.](#)

[Dream on.](#)

[Dream on.](#)

[44.](#)

[45.](#)

[46.](#)

[47.](#)

[48.](#)

[49.](#)

[04.06.2001](#)

[05.06.2001](#)

[50.](#)

[Playlist](#)

[Anmerkung](#)

[Impressum und Copyright](#)

LISA KRÄNZLER

# EXPORT A

hosted by [www.boox.to](http://www.boox.to)



*Dies sind die Aufzeichnungen von  
Elisabeth »Lisa« Kerz.*

# ERSTER THEIL

# 1.

Die Mendenhall Subdivision liegt ca. 120 km nördlich von Whitehorse. Wer die Gegend nicht kennt, wird die Ausfahrt verpassen, weiter dem Alaska Highway folgen und nach Norden treiben, vielleicht bis Old Crow.

Der Sog, der von diesem Nichts ausgeht, das manche Weite oder Himmel oder Busch nennen, ist stark. Man kann nie wissen, wen er wohin mit sich reißen wird.

Schwester und Schwager allerdings kennen sich aus und biegen rechtzeitig mit mir ab. Über Schlamm und Schotter rumpeln wir über ein großes Stück Land und ein kleines Stück Lichtung, beides im Besitz meines Schwagers. Die beiden frischverheirateten Landbesitzer haben diesen September eine zweifache Verantwortung übernommen: für ein Versprechen, bis dass der Tod sie scheidet, und für mich, eine 16-Jährige, die offizielle Aufsichtspersonen benötigt, um im Ausland leben zu dürfen.

Aus dem kniehohen Gras der Lichtung erheben sich eine winzige Holzhütte und ein blauer VW-Bus, Baujahr 1979. In der Hütte steht ein Ofen, im Bus eine Petroleumlampe.

Gestern schlief ich noch unter dem Dach meiner Eltern, in einem Zimmer mit mannshohen Fenstern nach Norden; heute schlafe ich ein, dicht unter dem Busdach, ohne Fenster, dafür im Norden, während ich auf die heulenden Schlittenhunde und das stöhnende Ehepaar lausche.

Am Morgen spüre ich meine Zehen nicht mehr. Es hat geschneit. Der Schnee beendet mein Wildcamper-Dasein.

Wider Erwarten treiben wir schon binnen einer Woche eine neue Bleibe für mich auf. In der Zwischenzeit gewöhne ich mich an die weißen Flocken und finde ausreichend Platz zwischen dem VW-Bus-Mobiliar für meine Liegestützen – die beste Art sich aufzuwärmen.

Die Woche ist voll von ersten und letzten Malen. Zum ersten Mal gelber Schulbus, zum letzten Mal schwesterliches Lunchpaket, um nur diese beiden zu nennen ...

Ich erinnere mich daran, wie ich den »fruit-to-go«-Streifen, eine pürierte, getrocknete, klebrige Fruchtmasse, 14 Gramm leicht, etwa von der dreifachen Größe eines Kaugummistreifens, aber im Gegensatz zum Kaugummistreifen aus zwei aneinandergeklebten Hälften bestehend, aus der Lunchbox fische. Mit dem Daumennagel fahre ich zwischen Vorder- und Rückhälfte und ziehe die dünnen Blättchen auseinander. Meine Finger halten 7 Gramm getrocknetes Erdbeer-Fruchtpüree gegen die schwächsten und schrägsten Sonnenstrahlen, die ich je gesehen habe.

Ahmt die Innenseite, das Unterfutter meiner Haut, diese glühende Erdbeerfärbung nach, überlege ich, oder ist bereits zu wenig Licht in mir und nichts als Dunkel, ein violettes Dunkel?

Ich breche meine Überlegungen ab, rolle die roten Hälften zusammen und stecke sie, eine nach der anderen, in den Mund. Den Rest meines Lunchs schiebe ich mit aufmunterndem Nicken in Richtung Kat.

Die schräge Sonne, die frühen weißen Flocken, die Kälte im Bus und dieser Sog, dieses Ziehen an meinen Gliedern, das Gefühl einer nahenden Dunkelheit, haben mich alarmiert. Ich spüre, ich werde hier mit dem Nötigsten auskommen müssen. Es wird mir zu wenig sein, viel zu wenig. Es wird die Grenzen dessen, was ich mir ertragen zu können zutraue, verschieben, mich an die unmöglichsten Orte ziehen.

Ich wiederhole mein Zunicken. Schließlich reagiert Kat. Sie greift und beißt zu, während meine Blicke besorgt zwischen Sonne und Schuluhr hin- und herwandern.

### *Kat.*

Kat wird keine wichtige Rolle spielen. Aber sie war die Erste, die mich ansprach. Alle Worte, die auf sie zutreffen, schmecken irgendwie süß, und ich habe beschlossen, mir diese süße Sünde zu genehmigen:

Kat heißt eigentlich Kaisha, ist etwas jünger als ich und kommt aus Kamloops (Kamloops, Fruitloops, da geht's schon los), einer Stadt in British Columbia. Sie ist klein, ihr Kopf reicht mir gerade bis an die Schultern, und solange ich sie kannte, wechselte die Haarfarbe dieses Kopfes von Rosa zu Rot, von Rot zu Orange, von Orange zu Blau und schließlich zu Wasserstoffblond. Ihre Fingernägel waren stets in der entsprechenden Komplementärfarbe zu ihrer jeweiligen Haar- oder Lidschattenfarbe lackiert. Auf ihren Lippen glänzte, glitzerte und roch es nach einer ganzen Palette von künstlichen Farb- und Geschmacksstoffen. Im Unterricht schrieb sie mir kleine Zettel, einige habe ich bis heute aufbewahrt. Sinnlose Sprüche und Wortfetzen wie »feet are pink, trees are purple«. Um die Schrift rankten sich Nadelbäume in verschiedenen Violetttönen und mehrere Paare pinkfarbener Füße.

Kats Augen zierte ein auffälliges, kühn geschwungenes Brillengestell mit dicken Gläsern. Sie hatte einen schönen, vollen und ständig offenen Mund. Sie hielt sich für eine begnadete Sängerin. Wenn wir auf dem Schulklo Hosen tauschten – sie war versessen darauf, ständig Kleidungsstücke auszutauschen, und verließ das Schulgebäude selten so, wie sie es am Morgen betreten hatte – kreischte sie mir ihre Songs, meistens Pophymnen der 80er Jahre, ins Ohr.

Kat ist ein Klischee. Vielleicht hätte ich doch darauf verzichten sollen, all diese zuckrigen Worte in Sätze zu schmelzen? Jetzt karamellisieren sie hier und verkleben die Seiten.

Wer Kat erleben will, kann sich den Umweg über diese Zeilen sparen und einfach beim nächsten Einkauf vor dem Süßwarenregal stehenbleiben, sich eine Packung Smarties (viele, viele bunte) und eine Tüte Skittles (taste the rainbow) herausnehmen und sich intensiv der Betrachtung von Produktdesign und Inhaltsstoffen widmen – das wäre dann ihre äußere Erscheinung.

Will man tiefer in ihr Wesen eindringen, etwas über ihren Charakter erfahren, so sollte man eine Packung kaufen, eine andere aber stehlen; anschließend die gekaufte Packung ungeöffnet in den nächstbesten öffentlichen Mülleimer werfen, während man sich den Inhalt der gestohlenen, schon aufgerissenen Packung entweder mit beiden Händen in den Mund schaufelt, oder wahlweise eine einzelne, bunte Zuckerkugel minutenlang andächtig in der Daumen-und-Zeigefinger-Zange hält, bevor man sie vorsichtig, als handle es sich um den Leib Christi, mit der Zunge empfängt, um sie genüsslich aufzulutschen. Unter Umständen motiviert der Zucker den Lutschenden zu tänzerischen Zuckungen, was wiederum die Stimmbänder zum Vibrieren bringen könnte ...

Mehr braucht es nicht, um Kat zu kennen. Kat aus Kamloops. (Fruitloops).

## 2.

Ich beziehe ein Zimmer in der Fir Street, ästhetisch gesehen ein Rückschritt, in Sachen persönlicher Freiheit jedoch ein gewaltiger Fortschritt. Der VW-Bus war für mich ohnehin kein »Designklassiker«, sondern schlicht Schlafplatz. Eine entlegene, eiskalte Schlafstätte, von der ich mich bereits um 5.30 Uhr aufrappeln musste, um 6.10 Uhr in den Schulbus zu steigen und zwei Stunden Fahrt durch den Busch auf mich zu nehmen, wenn ich pünktlich zum Unterricht erscheinen wollte. (Ob ich »wollte« oder nicht, war allerdings keine Entscheidung, die ich hätte treffen dürfen. Ich musste).

Wenn Himmel und Horizont weit und das Elternhaus noch weiter entfernt sind, entwickelt man schnell ein Bewusstsein für die Zwänge, für die »musts«, denen man unterliegt. Man bildet Widerstände und einen Abscheu gegen die Gönnerhaftigkeit aus, mit der Aufsichtspersonen und Erziehungsberechtigte »Freiheiten« und »Privilegien« zuteilen oder vorenthalten. Was man als sein gutes Recht auf Freiheit ansieht, stellt sich als »Privileg«, das man »genießt«, heraus. Den volljährigen Machthabern gänzlich ausgeliefert sieht man sich mit dem Unterschied zwischen Recht und Privileg konfrontiert, der offensichtlich darin besteht, dass Privilegien entzogen werden können.

In der Hoffnung, meinen Freiheitsdrang mehr oder weniger konfliktfrei ausleben zu können, ziehe ich also in das schrecklich möblierte, dunkelbraune Zimmer im ersten Stock eines gelben, zweistöckigen Holzhauses und kritzle »des Menschen Wille ist sein Himmelreich« auf Hefte, Ordner, Rucksäcke und Klowände, den schwarzen 3000er Edding stets griffbereit.

Es wird Oktober. Das Thermometer zeigt 20 Grad unter null. Die öffentlichen Verkehrsmittel streiken, und ich kann nirgends hinfahren, geschweige denn laufen. Die Wochenenden sind unendlich lang. Ich sitze in der Falle; einer dunkelbraun möblierten Falle. In meiner Verzweiflung nehme ich mir das Oxford English Lexikon vor und fange bei A an:

abandon,  
abandoned (ich),  
ability,  
able (nichts kann man tun, nichts!),  
about,  
above,  
abroad (ich),  
absence (of friends and family),  
absent,  
absolute (solitude),  
absolutely,  
absorb (these words),  
abuse,  
academic,  
accent (trying to loose mine),

acceptable (NOT!),  
accept (I won't!),  
access,  
accident ■...

Ich lerne, lese und kommentiere, bis alle Wörter ununterscheidbar und die Kopfschmerzen unerträglich werden. Und Liegestütze! Liegestütze, bis meine Arme zitternd nachgeben, und ich schweratmend mit dem Gesicht voran in den widerlich stinkenden, abscheulich gemusterten Teppich falle.

Zwischenzeitlich schalte ich den kleinen Fernseher ein und spreche die Dialoge der Sitcoms nach – ehrgeizige Bemühungen, meinen »german accent« auszumerzen. Fernsehschauen ■... Eine Beschäftigung, die Untätigkeit und stilles Sitzen mit sich bringt, und damit Traurigkeit sowie ein überdeutliches Bewusstsein meiner Einsamkeit und Hilflosigkeit.

Im Versuch, diese unerwünschten Gefühle niederzubrennen und die Isolationshaft, in die ich da geraten bin, erträglicher zu machen, entfache ich kleine, wütende Feuer; sprinte hitzig zwischen Zimmer und Bad hin und her, springe an die Zimmerdecke, putsche mich tüchtig auf und bearbeite mein Kopfkissen mit Faustschlägen. Ich vermesse die Längen und Breiten des Zimmers in Fuß- und Handlängen, dusche mehrmals täglich brandheiß-eiskalt-brandheiß-eiskalt und rede mir ein, es ginge mir nur um Abhärtung und Stärkung der Abwehrkräfte.

Leider fällt mir, nachdem ich mich mehrmals durch diesen Parcours gehetzt habe, doch wieder ein, dass, selbst WENN ich auf die Straße ginge, ich außer dem Supermarkt keine weitere Anlaufstelle hätte, und bei den gerade herrschenden Temperaturen jeder Fußmarsch länger als 15 Minuten ohnehin Selbstmord wäre.

Apropos Supermarkt. Da ich weder geübt, noch besonders gut darin bin, mich selbst zu versorgen, kaufe und ernähre ich mich fast ausschließlich von runden Brötchen mit Loch in der Mitte. Eine Tüte Kringelbrötchen (die Kanadier sagen »Bagels«) deckt meinen Nahrungsmittelbedarf für mehrere Tage. Von wegen »der Mensch lebt nicht vom Brot allein« ■...

Wenn im gelben Haus im braunen Zimmer die Vesperzeit anbricht, stelle ich mir vor, wie meine Ration Brot und Milch durch eine Luke geschoben wird, wie es milchig aus dem Blechbecher schwappt und das Kringelbrötchen aus der Tellermitte rutscht: Der Wärter hat das Tablett eine Idee zu fest mit dieser kleinen automatischen Bewegung aus dem Handgelenk, in die er all seine Verachtung für mich legt, geschubst. Bevor er zur nächsten Zelle weitergeht, spuckt er aus. Ich kenne das Geräusch.

Im Übrigen fühle ich mich in der Fir Street zwar einsam, bin jedoch nicht allein. Meine Vermieterin, eine 60-jährige, leicht reizbare, optisch reizlose Frau mit Lippenstift auf den Zähnen und geschmackloser Perücke, betreibt tagsüber in den angrenzenden Zimmern ein Daycare und durchschnüffelt, während ich in der Schule bin, leidenschaftlich gern meine Sachen. Sie kann mich oder die Tatsache, dass ich ein junges Mädchen bin, nicht ausstehen und wirft mir giftige Böse-Stiefmutter-Blicke zu. Im Nachhinein frage ich mich, warum sie mir das Zimmer überhaupt vermietet hat.

Deshalb plagt mich kein schlechtes Gewissen, als ich an Halloween einige Handvoll Süßigkeiten aus ihrer Küche stehle und ihre Brownies vorsichtig mit dem Brotmesser beschneide – jeden einzelnen um wenige Millimeter, für den Fall, dass sie sie insgesamt abgezählt haben sollte.

Ich verbringe die Nacht zwischen den Spielsachen fremder Kinder. Puppen sind Zeugen mit weit aufgerissenen Glasaugen, wie ich meine schmelzende Beute vernichte; sie reißen ihre obszönen Plastikmänder auf und bleiben doch stumm. Meine Finger sind braun und klebrig.

Im Zimmer, an den Händen, im Magen: braune Völle all überall. Ich wünschte, ich hätte mich mit Milch und Lochbrötchen begnügt; beides ist rein und kalt und weiß – wie der Schnee vor meinem Fenster. Jetzt sitze ich da, besudelt mit der Schokolade einer neidischen, geldgierigen Alten.

»Hast du dich dennoch von Leckerbissen verführen lassen, steh auf, erbrich sie, und du hast Ruhe  
■...«, so heißt es doch!

Ich stehe also auf und befolge, gute Christin, die ich bin, erst den Bibelratschlag, bevor ich mich erschöpft ins Bett fallen lasse.

### 3.

Die Fir Street ist nicht besonders lang, vielleicht 1000 Meter, und wird nur von einer einzigen Querstraße, der 14th Avenue, durchschnitten. Das Holzhaus mit dem braunen Zimmer sitzt an der Ecke und markiert den Schnittpunkt gelb. Wenn ich die 14th Avenue überquere und der Fir Street in südlicher Richtung folge, befinde ich mich nach weniger als hundert Schritten vor einem weißen, länglichen Gebäude mit Flachdach, von dem man annehmen könnte, es sei fensterlos, bis man bei genauerem Hinsehen am äußersten Rand des gestreckten Rechtecks schließlich ein einzelnes, kleines Fenster entdeckt. Vor Jahren wurde das Gebäude an den Straßenrand geschwemmt, jetzt liegt es da wie ein gestrandeter Wal, einäugig, angegraut, schäbig. Nichts lässt auf sein Innenleben schließen und darauf, was die Geschehnisse innerhalb der hellhörigen Holzwände noch in meinem Innersten anrichten werden.

Die korrekte Bezeichnung für ein Gebäude dieser Bauart erfahre ich erst später. Sie lautet »Trailer«, was so viel bedeutet wie »billiges, minderwertiges, in Leichtbauweise zusammengezimmerter Möchtegern-Haus, welches auf Lastwagen verladen und in andere Städte, Bundesstaaten oder Länder verfrachtet werden kann«, im übertragenen Sinn: »Unterschicht«.

Im Oktober 2000 blieb der Trailer an Ort und Stelle. Kein Lastwagen-Schlachtschiff mit einem bärtigen Fernfahrer namens Ahab verhinderte rechtzeitig, dass ich meiner Schwester in den Bauch dieses weißen Ungetüms, halb Haus, halb Wohnwagen, folgte, wo ich Pastor Leroy kennenlernte. Keine Warnung vor dem Erlöser, keine Rettung vor dem Retter. Und so lernte ich das Haus, das kein Haus, sondern ein Trailer ist, sich aber nicht Trailer, sondern »Trinity Baptist Church« nennt, auch von innen kennen.

Ich bin in Süddeutschland umgeben von Barockkirchen mit Zwiebeltürmen aufgewachsen, wurde vor einem marmornen, endlos verschnörkelten, mit Blattgold verzierten Hochaltar katholisch getauft, umsorgt von fetten Pfarrern, Putten und Verwandten. Folglich hätte ich in diesem fensterlosen Bau alles erwartet, nur keine Kirche.

Was ich mir vom Kirchgang erhoffte, waren ein paar Stunden Gesellschaft und die Nähe meiner Schwester, die die Fahrt in die Stadt bald nur noch mittwochs und sonntags auf sich nahm, den beiden Tagen, an denen Gottesdienste abgehalten wurden.

Wir stehen in diesem kleinen, fensterlosen Raum: meine Schwester, mein Schwager und ich. Neben, vor und hinter uns etwa zehn, an gutbesuchten Tagen fünfzehn, weitere Gemeindemitglieder. Die jungen Frauen tragen Haare und Röcke lang, die Anzüge der Männer sitzen schlecht. Die meisten tragen Turnschuhe. Die Kombination Schildmütze und Sportschuhe zu Krawatte und Anzughose scheint hier en vogue zu sein. Die wenigen Indianer – keiner spricht von ihnen als »Angehörige der First Nations«, Diskriminierung hin oder her – bilden eine eigene Gruppe. Offensichtlich halten sie es für überflüssig, sich für den »service« herauszuputzen, tragen ausgebeulte Jeans und speckige Lederjacken. Vorne stehen ein kleines Klavier aus hellem Holz, ein Rednerpult und eine Art transportabler Swimmingpool, der mit einem Plastikdeckel verschlossen ist und an Tupperware erinnert; man erklärt mir, dies sei das Taufbecken. Der spärliche Blumenschmuck ist genauso unecht wie der Schmuck der Frauen. Die monströsen Haargummis, die die Pferdeschwänze zusammenhalten,

sind ebenso wie die roten Bezüge der Stühle aus Kunstsamt.

Die Anwesenden wissen nicht recht, wohin mit ihren Händen, blicken verschüchtert auf ihre Schuhspitzen. Werden sie angesprochen, so bemühen sie sich um ein offenes Lächeln und ein möglichst einladendes, freundliches und mitfühlendes Gesicht.

Susanna, eine junge, dauergewellte Weiße, reicht mir zur Begrüßung eine Hand, die wie ein kalter Fisch in meine Handfläche gleitet und nicht auf meinen Druck reagiert. Worte wie »Schicht« und »Klasse« steigen in mir hoch, ich fühle mich nicht dazugehörig, kein neues Gefühl für mich, sondern ein allgegenwärtiger Zustand, mit dem ich mich, seit ich denken kann, herumschlagen muss. Einsamkeit war zu allen Zeiten mein Motor, und so betrete ich diese Kirche mit wirbelnden Kopfrädchen in der höchsten Umdrehungsfrequenz.

Wenn man erst ein-, zweimal menstruiert hat, kann man noch glauben wie ein Kind; man träumt noch von allem Möglichen und davon, dass alles möglich ist, unterhält sich nachts mit »Gott« und vertraut auf dessen spontane Eingebungen, wenn man wieder einmal unvorbereitet in eine Klassenarbeit geht.

Man zählt Straßenlaternen, Knöpfe und Gänseblümchenblätter genauso ernsthaft und andächtig wie die Kugeln im Rosenkranz, und ob man nun den Fingerring dreimal dreht oder sich am Portal der St. Johann Kirche dreimal bekreuzigt, ist völlig einerlei, denn beides sind heilige Handlungen, beides könnte das Gewünschte herbeiführen, auf beides hofft man inständig.

Wenn ich damals ganz, ganz still lag und mit ihm sprach – ich werde nicht sagen, mit wem, sein Name war niemals wichtig, nicht für mich – wenn ich also dalag, die Sinne geschärft, Poren und Stirn geöffnet, dann konnte ich ein Netz aus Gedanken bis hinauf in die Unendlichkeit weben, mit Bett, Körper und Kopf an seinem Ort. Die Fäden meines Glaubens hefteten sich an den schwarzen Mantel und füllten sich wie Arterien, durch die etwas Lichtes, Leichtes, Goldenes in mich hineintanzte, mich auflud, volltankte, und zugleich schwerelos werden ließ. Wir kannten uns. Meine Fragen, seine Antworten und das Nichtige von beidem.

Wann schließlich meine Unruhe begann, ist nicht mehr auszumachen. In der Fir Street konnte ich schon lange nicht mehr still, geschweige denn ganz, ganz still liegen.

### ***Pastor Leroy.***

Leroy Garrison ist Amerikaner. Ein Südstaatler, geboren und aufgewachsen in Louisiana. Sein überdehnter Kaugummidialekt, die Art, wie er die Vokale zwischen seinen Zahnlücken zu Schlagwörtern aufbläst und platzen lässt, prägt sich den Zuhörern ein, bleibt haften, und jede Geste, jeder Schritt verstärkt den Klebeeffekt.

Die Predigt wird von seiner ausgeklügelten Choreografie begleitet. Den Bauch brav hinter dem Rednerpult versteckt steht er mit verschränkten Fingern und still gesenkten Lidern vor der Gemeinde, vom Scheitel bis zur Sohle gottesfürchtiger Diener des Herrn. Nach den ersten Sätzen schleicht er auf die Sitzreihen zu, dirigiert die eigene Stimme, peitscht sie vorwärts und lässt sie zu einem durchdringenden Fortissimo anschwellen. Die Absätze seiner Cowboystiefel drücken sich in den grauen Teppich wie in frischen Zement. Die Schäflein folgen seiner Spur quer durch die Bibelverse,

lauschen seiner Rede und fürchten sein vorwurfsvolles Schweigen. Viele Hundert Widerhakenworte verfangen sich in ihrer Wolle und kletten sich fest.

Plötzlich sieht er mich an. Die fleischige Trutzborg seines Gesichts zieren zwei blitzende Äuglein, aus denen er Blicke auf mich abfeuert, mich durchschaut, ertappt und enttarnt. Ich starre vergeblich zurück, pralle an seiner Oberfläche ab. Brillengläser, Cowboyhut, eine rosa Zunge, spitz wie seine Stiefel. Mehr lässt er mich nicht sehen.

Nach dem Gottesdienst schüttelt er meine Hand, lässt sie mit einem »Hello there, little Miss!«, in seiner Pranke verschwinden. Das Schwarz seines Anzugs weitet meine Pupillen.

So stehen wir uns gegenüber, die »little Miss« in Jeans und der »man in black«, ein Johnny Cash ohne Gitarre, der vom »Lake of Fire« singt.

## 4.

Ich sitze auf rotem Samt im Geruch meiner Schwester. Unsere Schultern und Oberschenkel berühren sich sanft. Als die ersten Klaviertöne erklingen, fühle ich mich fast erleichtert, fast zu Hause. Wir teilen uns das Gesangbuch, die erste und zweite Stimme, teilen die Luft zum Atmen, teilen das alles schwesterlich wie früher unser Stockbett und die Aufmerksamkeit der Eltern.

Die Lieder haben zu wenig Strophen. Ich wünschte, wir könnten ewig so stehen und unsere Stimmen aneinandergeschmiegt in jenen Raum hinausschicken, von dessen Herrlichkeit der Text erzählt; einfach stehen, mit aller Kraft gegen die Angst ansingen, den Kampf singend austragen bis zum Ende; singen, bis ich keine Stimme und keine Angst mehr habe, bis meine Knie nachgeben und meine Schwester mich nach Hause tragen wird; bitte; in eine Heimat, wo immer sie sein mag.

Schon sind die Noten aufgebraucht und alles leergesungen bis zum letzten Klangtropfen aus dem Klavier, dessen Welle abflacht, sich verflüchtigt und verstummt. Die Pastorenfrau nimmt den Fuß vom Pedal. Kein Hall mehr für mich, nur Räuspern und Stühlerücken und raschelnde Röcke beim Hinsetzen. Wir schweigen im Chor, die Stille begleitet den Solisten auf seinem Weg ans Rednerpult. Ich höre Leroys Stimme:

»Everything in our physical world possesses certain qualities that make it what it essentially is. We recognize things not only by the characteristics that they possess, but also by those that they do not possess.«

Das scheint der Gemeinde einzuleuchten. Hier und da nickt es neben mir.

»You're not likely to ever see a horse with antlers growing out of its head, or a deer with a trunk hanging from its face I...«

Er macht eine kleine Pause, will uns etwas Zeit geben, sicher gehen, dass das Pferd mit dem Geweih auch tatsächlich vor unserem inneren Auge erscheint. Während es an mir vorübertrabt, fährt er fort.

»... if they did, they would be considered freaks of nature!« Wir werden aufmunternd angelacht. Nein, keinem von uns wächst ein Geweih aus der Stirn, wir sind keine Freaks und lächeln erleichtert zurück.

»Today as we deal with the topic of hell, I want to talk about some of the things that will not be there I...«

Um mich her wird es still, sehr still. Für heute hat es sich wohl ausgelacht. Leroys Miene ist ernst, besorgt, voller Entschlossenheit.

»I... by doing so, we will get a vivid idea of hell's characteristics. I can assure you I...«, sein Blick scannt die Stuhlreihen, »if you are normal, you won't like what you see.«

»If you are normal?« Ich rutsche auf meinem Stuhl hin und her, blicke über die rechte Schulter nach hinten, mich vergewissernd, dass da eine Tür, ein Ausgang, ist.

»What the bible has to say about hell is not simply metaphorical or allegorical. I believe that hell, the one the bible speaks of, is a literal place, filled with literal people enduring literal unbearable pain. I believe our worst nightmare would not come close to the horrors of hell.« Er verlässt das Pult, breitet die Arme aus und blickt zur Decke.

»One might ask ›why would a loving god create such an awful place?« Leroy senkt Arme und

Stimme, flüstert uns zu: »Folks, I believe that god wanted to make hell so horrible, so hot, that everybody who seriously considered it would be repulsed by it.«

Ich suche nach den Augen meiner Schwester. In meinem Rücken die Tür. Die Schwester sieht mich nicht, die Tür bleibt fest verschlossen.

»Let's see what god's word has to say about it.« Er nimmt die Bibel vom Pult. »In hell there will be no light.« Jetzt fliegen seine Finger über die Seiten, das Zitatfeuer auf uns ist eröffnet, Salve um Salve schlägt in meinen Kopf ein.

»Matthew 8,12: ¶But the children of the kingdom shall be cast out into outer darkness ¶... bind him hand and foot and take him away, cast him into outer darkness ¶...«

Ein dunkler Zustand. Ein Einsamkeitszustand, in dem man nicht sieht und nicht gesehen wird, blinde Körperlosigkeit. Ich suche die umstehenden Schemen, den Chor, die Gemeinde, die Schwester, nach Augenpaaren ab und finde keine. Niemand erwidert meine Blicke. Bin ich bereits eine von denen, »to whom is reserved the blackness of darkness forever«? Die Pastorenstimme unterbricht meine Gedanken:

»Can you imagine never seeing the light again? When lost souls have suffered the darkness of hell for a thousand years, they will still be tormented by the memories of the warm glow of the sunlight that once caressed their faces ¶... But they will never see the light of day again. What more fitting punishment could there be for those who ›loved darkness rather than light‹?«

Zustimmendes Nicken der Gemeindegköpfe, ein paar Mutige rufen »Amen!«, was offenbar so viel bedeutet wie »korrekt«, »ganz deiner Meinung«, »richtig so«.

Mit lieblich hoher Stimme und grausamem Lächeln fährt Leroy fort:

»I am told that one who is forced to remain in total darkness for an extended period of time becomes very agitated and irritable...«

Ich will hier raus. Ich will hier raus!

»¶... and in hell he will lift up his eyes, being in torment.«

Ich hebe meine Augen nicht mehr. Sie sind zu nass.

»¶... there shall be weeping and gnashing of teeth.«

Wie lange noch? Ich starre auf mein nacktes Handgelenk, spähe in die Reihe vor uns, suche vergebens nach einer Armbanduhr.

»¶... and the smoke of their torment ascendeth up forever and ever.«

Ich sitze in der Todeszone. Es hagelt Worte. Der Munitionsnachschub scheint unerschöpflich. Flammende Worte, ewiges Feuer, und beides will kein Ende nehmen.

»The pain will be forever. The darkness will be forever. The thirst will be forever. The languishing and torment will be forever.«

Endlich ein Blick.

Es sind Pastorenaugen, die mich ansehen, und es ist die Pastorenstimme, die sagt:

»Folks, there will be no exit signs in hell. There will be no escape. Once a person arrives in hell, it will be forever.«

Irgendwann setzt endlich das Klavier ein. Ich singe um mein Leben, hetze durch die Strophen und aus der Tür, über der ein rotes Exit-Schild leuchtet. Noch.

## 5.

Ich hatte keine Argumente. War nicht bibelfest.

Kirchgang. Das war für mich bislang ein sinnlicher Rausch aus Weihrauch, Kerzenwachs und Sonnenstrahlen, die durch bunte Glasfenster fielen; das Murmeln von Gebeten und alten, geheimnisvollen Worten wie »Versuchung« und »Erbarmen«, begleitet von dunklen Adjektiven wie »gebenedeit« oder »würdig«. Blattgold an den Wänden, mit Amethyst verzierte Kelche, lange Gewänder aus Leinen, über denen handbestickte Stolen in Festtagsfarben hingen. Eine Abfolge feierlicher Rituale zum Klang der Glocken und Orgelpfeifen.

Was hatte man mir beigebracht? Wer war dieser »Gott« für mich?

»Gott ist mein Schutz, mein Schild, mein Stab, meine Burg und mein Fels. Er befiehlt seinen Engeln, mich zu behüten, auf all meinen Wegen. Sie sollen mich auf Händen tragen, damit mein Fuß nicht stößt an einen Stein. Über Nattern und Schlangen werde ich schreiten, treten auf Löwen und Drachen.«

Was verlangte er für all das, welchen Preis hatte das?

»In deinem Haus darf ich wohnen, mein Leben lang; wie ein Wurm in der Erde, ein Schwan auf dem See, ein Tiger im Dschungel, eine Katze im Hof.«

Und das alles ohne Gegenleistung? Wer konnte das glauben?

Das jahrelange Gerede über Güte und Barmherzigkeit – von »seiner Hand, die er über mich hält [...] Er, der mich speist und sanft schlafen lässt, weil er mich liebt; es sei alles gesegnet, was er mir gibt« – war mir inzwischen zur leeren Formel verkommen.

Irgendwo da oben saß er, der liebe Gott, der nur das Beste für mich wollte. Ein bisschen Ehrlichkeit, ab und an beten, möglichst nicht morden und stehlen, mehr verlangte er nicht. Und sollte ich dennoch lügen, morden oder stehlen, würde ihm meine wahrhaftige Reue genügen. Mit hängenden Schultern und schamvoll gesenktem Kopf wäre ich vor ihn hingetreten, hätte gebeichtet und die Sache bereinigt. So einfach war das, oder vielmehr: so einfach schien es bisher.

Mir wurde schnell klar, dass ich den flammenden Reden des Pastors nichts entgegenzusetzen hatte. Mein Glaube schien mir nichts weiter als ein Ammenmärchen zu sein, ein Kinderglaube, hohl und lächerlich. Ich hatte nicht nachgedacht, nicht nachgefragt, nur empfunden; hatte Ergriffenheit und Sentimentalität mit Wahrhaftigkeit verwechselt. Plötzlich musste ich mich ernsthaft fragen, mit wem ich da nachts redete. Was wusste ich wirklich von ihm?

Wie konnte ich jahrelang vor einer Macht niederknien, die ich nicht kannte, nicht begriff, nicht hinterfragt hatte?

Ich hatte die Bibel nicht gelesen; ich war verdammt nochmal 16 Jahre alt! Wer studiert denn mit 16 die Bibel?

Ich hatte stets die höchsten Ansprüche an mich, verabscheute nichts mehr als Halbheiten; wollte absolute Entscheidungen, klare Trennungen und präzise Definitionen. Die Textunterschriften und Sprechblasen zu den Bildern meines Lebens sollten radikal sein. Ich war durchaus empfänglich für Parolen; solange Großes, Schimmerndes, Hoffnungsvolles verkündet wurde, durfte der Refrain gerne etwas pathetisch sein. Das war nicht meine Schuld. Die Hormonpest der Jugend hatte mich voll im

Griff.

Und so hatte es Pastor Leroy geschafft, zu meinem in sich selbst versponnenen, wuchernd wachsenden Teenager-Selbst vorzudringen. Seine Worte brachten eine Lawine aus W-Fragen ins Rollen, beförderten mich mit einem Arschtritt in die nächste Lebensphase, die bestimmt sein würde von all den Qualen und Zweifeln, die mit dem WARUM einhergehen. In meinem Hirn sollte fortan Absolutismus herrschen: Die königliche Fragen-Familie hatte mein altes Ich gestürzt und den Thron bestiegen.

Meinem Leben erging es wie dem Sauerteig. Eine kleine Handvoll Ws durchsäuerte den ganzen Teig und ließ ihn aufgehen. Ich sprengte die Schüssel meiner Kindheit und breitete mich wild in alle Richtungen aus, ohne zu wissen wohin.

## 6.

Jeden Morgen stapfe ich durch den Schnee, die 14th Avenue entlang, überquere die Holly Street, nehme die Abkürzung durch das kleine Waldstück, rutsche auf vereisten Trampelpfaden – nicht selten auf dem Hosenboden – der Porter Creek Secondary High School entgegen. Ob Jesus für meine Sünden gestorben ist, interessiert hier niemanden. Von 8.30 Uhr bis 15.30 Uhr beschäftige ich mich vor allem damit, die hier herrschenden Machtverhältnisse, Rangordnungen und Hierarchien zu entschlüsseln. Mit wem sollte man sich zeigen, mit wem besser nicht; wer ist der Aufmerksamkeit wert, wer zu ignorieren? Wie groß ist die Distanz zwischen den beiden hintersten Tischen der Cafeteria, einer rund, der andere rechteckig, um die sich die Crème-de-la-High School versammelt, und die ich im Stillen »Alpha« (rund) und »Beta« (rechteckig) taufe? Welche Kontaktpersonen braucht man, um in diese Runde eingeschleust zu werden, oder bin ich bereits zufrieden mit meiner prompten Aufnahme an den Betatisch, inklusive boyfriend, der Matt heißt und ein bereits geachteter, im oberen Drittel der Schulgesellschaft angekommener Mann bzw. Junge bzw. irgendetwas dazwischen ist!...

Nichts könnte profaner sein als dieser Schulalltag, der bestimmt wird von Eitelkeiten und Skandälchen, von Kindereien und Flirtereien, vom Herzeigen der mannigfaltigen Statussymbole, die vom schon gut entwickelten Busen oder Bartwuchs über Marken-Jeans bis hin zu einer möglichst großen Anzahl durchstochener Körperteile reichen. Wie oft man am Wochenende auf den Rasen der Nachbarn gekotzt hat – die Zeugen, die dem Kotzen beigewohnt und die Nachricht an Freunde und Nebensitzer weitergeleitet haben, können von ungeheurer Bedeutung sein und das eigene Image wunderbar aufpolieren: »Damien puked SEVEN TIMES, man, SEVEN TIMES ...!«

Nun habe ich das Glück (oder Unglück), ein Exot mit einer ganz beachtlichen Anzahl von Statussymbolen zu sein, und so kennt bald jeder das »german chick« mit den braunen Augen und den abgewetzten Jeans, das in dieser speziellen Nacht, als Damien siebenmal auf das Nachbargrundstück gekotzt hat, den Wodka für sich entdeckt hat, und von dem es heißt »she drinks like a sailor!«.

Ich hatte mich wohl zu lange dagegen gestraut zu akzeptieren, dass so ein bisschen Feuerwasser überhaupt irgendeine Wirkung auf mich haben könnte, was dazu geführt hat, dass ich die Flasche schnell, sehr schnell, geleert habe. Schnell genug, um während des Trinkens keine besondere Veränderung an mir feststellen zu können. Wer weiß, vielleicht bin ich ja immun dagegen, dachte ich noch, ohne zu bemerken, dass der Typ neben mir längst nicht mehr Matt war, was mich nicht davon abhielt, ihn weiterhin mit diesem Namen anzusprechen und ihm feierlich zu erklären »I want you to be my first«.

Dann folgte ein harter Schnitt. Der Schnaps hat die Nacht verschluckt, restlos. Die Bilder sind ausgelöscht und kehren nicht wieder. Mein Talent zum Filmriss ist eine Entdeckung jener Nacht. Endlich etwas Nützliches, bei dem ich nur noch lernen muss, wie man es beherrscht, mit und ohne Hilfsmittel, über kurze oder lange Strecken, so wie ich es brauche. Mein Mittel gegen Angst und Zweifel und (später) gegen Lebendigkeit.

Damien hat also siebenmal gekotzt und ich – ich schlage irgendwann die Augen auf. Ein Erwachen in der Fremde. Der erste Schock ist der, nicht in Deutschland zu sein. Vor mir dämmert die Umgebung herauf, der Raum öffnet sich. Ein Kellerraum mit Regalen und Wäschekörben. Ich habe auf

den zusammengeschobenen Waschmaschinen- und Trocknerwürfeln geschlafen. Keine Ahnung, wie lange. 10 Stunden? 15? Die Uhr in mir hat keine Zeiger mehr. Ich stelle mich hin, mein Blick taumelt an mir hinunter, fällt auf eine mir bis dato unbekannte Boxershorts mit gelbem Smiley im Schritt. Mehr habe ich nicht am Leib.

Am Montag bekomme ich die Quittung für mein Seemannsgebaren in Form von anerkennendem Schulterklopfen und bewundernden Blicken. Mein Mythos beginnt, sich zu formen, die Jungs vom runden Tisch schießen zu mir rüber. Wer mich noch nicht gekannt hat, kennt mich jetzt.

Meine Panik, meine bösen Ahnungen und die verzweifelten, vergeblichen Versuche, mich an die Geschehnisse der gelöschten Stunden zu erinnern, erweisen sich als überflüssig. Was immer ich getan habe oder mit mir geschehen sein mag, es hält Matt nicht davon ab, mich weiterhin zu besuchen. Dann drehen wir die Heizung auf. Wir ziehen uns die T-Shirts aus und lassen uns vom Exmann meiner Vermieterin erschrecken, der sich wütend brüllend gegen die Zimmertür wirft: »The fucking paint is melting off the walls«. Auch ich schmelze dahin, allerdings nicht wegen Matt, sondern wegen Gavin Rosdale, der für uns singt:

»I don't wanna come back down from this cloud, it's taken me all this time to find out what I need  
I...«

Später gleiten wir in Matts Auto, in dem uns niemand daran hindern kann, die Heizung voll aufzudrehen, durch eine Dunkelheit, die keine Laternen braucht; Mond und Schnee erleuchten die Straßen. Wir machen Besuche. Matt fordert mich zum Deutschsprechen auf, er mag den Klang. Damien lässt sich von ihm anstecken, und da er nicht nur kotzen, sondern auch singen kann, lässt er sich Song-Texte von mir übersetzen. »Under the Sea« wird zu »Unter dem Meer«. Ich kenne das Lied in- und auswendig, der beste Song in Disneys »Arielle, die Meerjungfrau«; besser ist nur noch die Punkcover-Version von Damiens Band – heute, mir zu Ehren, sogar mit deutschem Text. Ich stehe am Bühnenrand und ahne, dass meine Aufnahme und Eingliederung viel zu leicht, verdächtig reibungslos verlaufen ist. Wo ist der Haken, was ist der Preis, frage ich mich. Die Aufmerksamkeit, dick und dicht wie Bepanthen, mit der ich vollgekleistert und eingeschmiert werde und die ich dankbar aufsauge, sie wird mir nicht umsonst und ewig zuteilwerden I... Trotzdem lasse ich mich ein, lasse mich gehen und mir mein Ego wie Segel aufblasen von all der heißen Luft, im vollen Bewusstsein, dass in mir eine Teilung im Gange ist, eine Spaltung, da ist mehr, ein Meer aus Mehr, ein Ozean, eine Tiefe, in der es schnell kalt und schwarz wird. Blau sein, blau sehen, blauäugige Jungs; die Oberfläche ist dünn. Meine weltliche Schale treibt es bunt und schwimmt, schwimmt oben und lacht und lügt, so gut sie kann. Was ich denke und tue, wie ich fühle und handle, Inneres und Äußeres sind nicht mehr eins. Aus Rissen werden Spalten, werden freischwimmende Schollen; es bilden sich Inseln, zwischen denen ich hin- und herspringe, eine Pendlerin zwischen Persönlichkeiten. Winde und Strömungen kommen auf, vergrößern die Abstände, erschweren das Pendeln.

Von den Konsequenzen weiß ich noch nichts, bin ahnungslos, vielleicht sogar unschuldig. Es sind die Geburtsstunden eines Menschen mit polaren Widersprüchen.

## 7.

Ich liege im braunen Zimmer. Die Daycare-Kinder sind längst abgeholt worden, das Haus gehört mir. Der Ghettoaster, mit dem ich das Bett teile, ist ein Fundstück aus dem Keller. Ein schwarzer, tapfer krächzender Kasten, aufgedreht bis zum Anschlag; volle Kraft voraus dröhnt die alte Musiklok neben meinem Ohr. Ich verharre bewegungslos, lasse mich vom Sound überfahren. In meinem Kopf heben Stimmen zu einem Kanon an, singen, flüstern, schreien, überlagern einander und verschmelzen, jede will die lauteste sein. Aus dem Chaos erwächst ein gemeinsames Gegeneinander; ein Netz aus Worten, Befehlen, Aufforderungen, aus Gesetzen und Verboten versucht, meine Gedanken einzufangen. Tagaus, tagein, tüchtig, fleißig, unermüdlich wird es ausgeworfen, das engmaschige Gedankenfischerding, bis meine Seele darin zappelt.

Im Moment höre ich Pastor Leroy und Zack de la Rocha, begleitet vom leisen Schlurfen meiner Vermieterin, die auf eine Gelegenheit lauert, sich in mein Zimmer zu schleichen.

Zack: Landlords and power whores, on my people they took turns

Leroy: Therefore hell hath enlarged herself, and opened her mouth without measure I...

Zack: Burn, burn, yes ya gonna burn burn, burn, yes ya gonna burn

Leroy: And whosoever was not found written in the book of life was cast into the lake of fire.

Zack: Burn, burn, yes ya gonna burn burn, burn, yes ya gonna burn

Leroy: Truly horrifying about hell is the fact that it is a place of no hope.

Zack: Burn, burn, yes ya gonna burn burn, burn, yea ya gonna burn

Leroy: There will be no light, no liquid, no laughter, no liberty.

Zack: Burn, burn yes ya gonna burn burn, burn, yea ya gonna burn

Leroy: Rejection of the savior leaves one with no other alternative but to suffer god's wrath upon sin.

Zack: With thoughts from a militant mind hardline, hardline after hardline

Leroy: The most dreadful torment of the lost, which constitutes their state of torment, will be this coming to themselves when it is too late for repentance.

Zack: No escape from the mass mind rape play it again jack and then rewind the tape



tell me fuck you, I won't do what you tell me fuck you, I won't do what you tell me.  
Motherfucker.

## 8.

Unter mir dehnt sich das Land aus.

Der Himmel hat eine weiße Decke bis an den Horizont gebreitet. Ob der Polarstern zu sehen ist, weiß ich nicht. Das Glitzern des Schnees hat mich längst blind gemacht. Unten Nässe, oben Wind; bis zu den Schenkeln sinke ich in die Kälte und werde immer langsamer. Den Kopf in den Nacken gelegt starre ich in die Höhe, suche nach dem Dunkel, nach dem Schwarz, das meine Blendung heilen kann, doch es ist keine Zeit mehr. »My whens and hows are in thy hand, the clock of life is wound but once.«

Es sind nicht länger meine Glieder, es ist die Erde, die bebt, sich aufbäumt, ihr Hemd aus Schnee auf- und mich niederreißt.

Auf Händen und Knien versuche ich zu fliehen, während die Risse aufklaffen, zu tiefen Abgründen zusammenschießen, zum Loch werden, das mich anzieht. »The night cometh, when no man can work.« Ich bin am Ende, gehe zu Ende, ein letzter Schrei, dann falle ich, falle und sterbe. Nichts war jemals so eindeutig wie die Ankunft dieses letzten Augenblicks. Eine Gefallene, die fällt; im Sturz sterbend. Ich bin tot.

Tot für die Dauer eines Blinzelns. Der Fall ist vorüber. Und da bin ich. Stehe am Ufer eines stahlgrauen Ozeans. Viele tausend Kiesel und Steine, große und kleine, zu meinen nackten Füßen. Ich bin nicht älter als fünf. Meine Hände und Knochen sind klein und weich. Das Gehen auf den hin- und herrollenden Steinen fällt mir schwer, es gibt keine Stabilität, nur Stiche in den Fußsohlen. Das Meer liegt bedrohlich ruhig, bleischwer, glatt wie ein Spiegel. Es gibt nichts, wozu ich aufschauen könnte. Der Himmel ist zu fern und ich bin zu klein. Mein erbärmlicher Körper stolpert dahin. Alle, alle haben mich verlassen, zurückgelassen, alleingelassen. Allein. So allein.

Die Angst dehnt sich aus, schwillt an zu monströser Größe, frisst sich vorwärts und hinein, tief hinein, tiefer denn je. Das ist sie, die Hölle. Ich bin in der Hölle, von Einsamkeit befallen. Jeder Zellkern schwimmt in einem Plasma aus Angst. Ich in der Hölle, die Hölle in mir, ich in der Hölle, die Hölle in mir. Ich ■...

Ich wache auf. Das Gesicht tränen-, das Bett schweißnass. Es ist dunkel. Angst hockt auf mir, drückt mich nieder und bricht mir das Brustbein. Ich werfe mich aus dem Bett und gegen den Lichtschalter, stürze zum Telefon, die Finger wissen die Nummer, wählen und klammern sich am Hörer fest, Lider und Lippen fest zusammengepresst erwarte ich das tuten.

Tut. Tut. Irgendwo, Tausende Meilen entfernt klingelt das Telefon meiner Eltern.

»Kerz?«

»Mama! Mama! Oh Gott, Mama!«

»Lisa? Was ist denn los?!«

»Wir kommen alle in die Hölle, hörst du? Wir kommen alle in die Hölle! Ich weiß es! Wir, wir ALLE, du und ich und Papa, wir ■... wir sind ■... wir sind alle ■... wir sind verloren, für immer verloren!«

»Ich versteh kein Wort ■... beruhige dich! Was ist denn –«

»NEIN! NEIN, ich beruhige mich nicht! Wir kommen alle in die Hölle! Ich ■... wir ■... ES GEHT

NICHT! ES GIBT NICHTS ■... wir, wir –«

»Ganz ruhig, ganz ruhig mein Schatz. Wir kommen nicht in die Hölle. Das ist doch Quatsch ■... Ich hol mal Papa ■...«

»Lisa? Papa am Telefon. Das ist Blödsinn, hörst du? Blödsinn! Wir sind gute Menschen ■... Es ist alles in Ordnung. Wir kommen nicht in die Hölle –«

»Ich kann nicht mehr! Ich will da nicht mehr hin! Ich geh nicht mehr! Ich geh nicht mehr hin!«

»Musst du nicht, Schatz. Du musst nicht hingehen, wenn du nicht willst ■...«

»Ich kann nicht mehr ■... Ich will nicht mehr ■...«

»Ganz ruhig, ja? Beruhige dich ■...«

»Ich kann nicht mehr.«

Viel zu schnell macht es wieder tut. Tut-tut-tut.

Tausende Meilen entfernt gehen meine Eltern zur Arbeit. Irgendwo im Norden weint ihre Tochter.

## 9.

Das ist nicht tief genug. Es reicht nicht aus, dieses »Erinnern«.

Mein Geist greift ins Leere, bekommt nur selten etwas zu fassen; dann schnappt er zu, krallt sich fest und betastet vorsichtig das Stückchen Vergangenheit, das ihm das Synapsengewimmel überlassen hat.

Was davon kann ich ausdrücken? Was schlägt durch bis in die Fingerspitzen, bis in die Tasten, bis in den Text?

Es ist zu wenig, bleibt beim bewussten »Ich«, dieser voreiligen Konstruktion mit dem beschränkten Blick, dem Hang zur Realitätsverzerrung, dem Willen zum Mythos.

Ich bemerke, dass ich mir die Geschichte schon längst zurechtgelegt habe. Aus den Trümmern der Ereignisse, aus Daten und Fakten erwächst eine Pyramide, deren Wände die Stationen meiner Wandlung in einer idealisierenden Bilderschrift schmücken, von mir eigens erdacht für den feierlichen und sentimentalen Rückblick.

Wie breche ich den Bann der Trugbilder?

Kein Denkmalschutz mehr für das alte Selbstkonzept! Ich will sehen. Ich will mich erinnern.

Wer weint da im Norden?

Es weint ein 16-jähriger, weiblicher Körper mit unregelmäßiger Menses, der bei seiner letzten sportärztlichen Untersuchung 170 cm groß und 55 kg schwer war. Der Körper mit den dunkelsten Augen und Haaren der Familie, einer linkskonvexen BWS-Skoliose, Beckenschiefstand (links) und einem um 0,6 cm verkürzten rechten Bein (aufgrund von Beschwerdefreiheit wurde auf einen Höhenausgleich der Beinlängendifferenz verzichtet).

Ein Mädchenkörper, der bislang von Kinderkrankheiten, schweren Erkrankungen, Verletzungen und Operationen verschont geblieben ist. Keine Allergien, keine Medikation.

In Trainingsjahren gerechnet ist dieser Organismus, der an sechs Trainingseinheiten mit etwa zwölf Stunden pro Woche gewöhnt ist, erst fünf Jahre alt. Die Laborwerte zeigten erhöhtes Kreatinin an, was auf die Trainingsbelastung zurückgeführt werden konnte. Die Belastungen sind heute andere. Das Schluchzen, das Nachlufringen trotz normaler Atemvolumina, hält an. Es ist keine Bodyplethysmografie nötig; erhöhte Atemwegswiderstände sind nicht der Grund für diese Kurzatmigkeit. Auch am Herz kann es nicht liegen. Das Pumporgan hinter der hektisch auf- und niedergehenden Brust weist keine regionalen Wandbewegungsstörungen auf; die Herzhöhlen sind normal groß, die Klappen zart.

Der Körper, dieser weinende Körper hier im Norden, der sich zusammenfaltet, krümmt und kapituliert, bricht nicht aufgrund muskulärer Erschöpfung zusammen. Ausgeschlossen! Schließlich hat sich seine Laktat-Leistungskurve während der letzten Jahre kontinuierlich im Sinne einer Leistungsverbesserung nach rechts verschoben und die Belastungsergometrie zeigt ausgezeichnete Ausdauerleistungsfähigkeit I... Das zusammengerollte Ding auf dem braunen Teppich ist voll sport- und wettkampftauglich. Es liegt da und weint.

Weint und wird doch den Druck nicht los. Die Energien fließen weiter in Beine, denen es an Auslauf mangelt, sie stauen und türmen sich auf bis unter die Schädeldecke, treiben die Rädchen im Kopf an wie wildgewordene Hamster.

Rückblickend wird deutlich, dass jeder präkanadische Zug auf dem 16-Jahre-großen Spielbrett meines Lebens nur Vorgeplänkel war, ein langsames, spielerisches Heranführen an die plötzlich einsetzende Geschwindigkeit, an die mörderische Beschleunigung, die Whitehorse mit sich brachte. Ohne jede Vorwarnung brach eine neue Zeit an, die Regeln änderten sich, jeder Atemzug ein Spielzug gegen fremde, undurchsichtige Gegner. Die beruhigende Vorhersehbarkeit von Handlungen und Ereignissen erwies sich als Illusion, gleich einem Schlafmohntraum, mit dessen Hilfe meine besorgten Eltern mich eine ganze Kindheit lang behüteten. Kalter Norden, kalter Entzug, das war nicht Teil des Plans gewesen. Die neuen Belastungen erwachsen aus der Ausweglosigkeit, der Sinnfrage, den undurchschaubaren sozialen Beziehungen, aus Einsamkeit, Isolation und Adrenalinstörungen.

Das Eltern-Ich, das alte Selbstkonzept, bleibt zurück, kann das neue Tempo, die blitzschnelle, fehleranfällige Verarbeitung meiner Lebendigkeit nicht mitgehen, tritt lahm auf der Stelle, während tausenderlei Informationen auf Abkürzungen in mich hineinrasen und eine Reaktion nach der anderen auslösen. Mit hängenden Schultern, die Hände in den Hosentaschen steht es da, das dreiköpfige Vater-Mutter-Kind-Mischwesen, auf seinem Namensschildchen ist »Denkendes Ich. Qualitätssicherungssystem« zu lesen; die Veränderungen verdammen es zur Untätigkeit. Über Nacht ist sie veraltet, die einstige Abwäge-Hilfe. Kraft- und nutzlos hält sie Maulaffen feil, gafft und fühlt sich schuldig.

Je kürzer die Tage werden, desto mehr ereignet sich. Ein Leben im Zeitraffer, jede helle Sekunde angefüllt.

Was verursacht diese Beschleunigung? Ist es das »Schicksal«? Der »Lauf der Dinge«? Oder bin ich selbst die Hauptverantwortliche, die Verursacherin? Wahrscheinlich weder noch. Denn was da auftaucht, im Dezember des Jahres 2000, bleibt unbestimmt, trägt keinen Namen und lässt sich nicht fassen.

Es wirkt als Teilchenbeschleuniger, als Katalysator, soviel ist sicher. Alles muss schneller und schnellstens geschehen, jetzt, gleich, sofort, und während der langen, langen Nächte. Die Ereignisse drängen sich aneinander. Ich bin irgendwo dazwischen.

So wie heute. Es ist der dritte Dezember, und ich stehe erneut in dem weißen, flachen Gebäude in der Fir Street und nehme am Gottesdienst teil. Der Grund für meine Anwesenheit ist simpel: Neinsagen und Neinhandeln sind zwei grundverschiedene Dinge. Ein »Nein« in eine Telefonmuschel ist nicht dasselbe »Nein« wie das »Nein« ins Gesicht einer Schwester.

»Ich gehe nicht mehr hin!« über den Ozean ins Leere zu rufen, ist nicht dasselbe wie ein »Ich gehe nicht mehr hin!« in ein Pastorengesicht. »Nein« zu handeln, wird zu einer der neuen Unmöglichkeitkeiten.

Da bin ich wieder, tief im Bauch des weit und weiter abtreibenden weißen, einfenstrigen, holzkistigen Kirchenschiffs. Wir sind bereits auf hoher See, die alte Heimat längst unsichtbar, im Blau versunken, der Blick durchs Fenster sinnlos, nicht eine Möwe in Sicht.

Die Predigt ist vorbei, Zeit für Klaviermusik und private Gebete im Stillen. Köpfe senken sich aufs Brustbein, die Mehrheit schließt die Augen, betet blind, die Finger fest ineinander verkrallt. Vorne neben dem Pult gibt es eine kleine Bank, die zum Hinknien einlädt. Sie erinnert mich an zu Hause, an dröhnende Orgeln, an Weihrauchschwaden, an unseren gnomenhaften, dicken Pfarrer und daran, wie ehrfürchtig er diese devote Geste stets zelebrierte, mit welcher Ergebenheit er sich niedersinken ließ.

Auch hier in der Holzkiste gehen dann und wann Gemeindemitglieder nach vorne auf die Knie, weil sie ein besonderes Anliegen haben, und deshalb besonders inbrünstig beten, oder weil sie wenigstens öffentlich demonstrieren wollen, dass sie inbrünstig beten.

Ich habe ein besonderes Anliegen. Alle Menschen die mir lieb und teuer sind, tragen den »LOST«-Stempel, scheinen für immer verloren, verdammt zu einer Ewigkeit in der Hölle.

Ich gehe also nach vorne, knie mich hin, genieße die Bewegung, die sich so vertraut katholisch anfühlt, und versuche mein Glück. Während ich bete, bitte und hoffe, dass die Verdammnis meiner Liebsten nichts als ein Missverständnis, ein großer Irrtum ist, berührt mich Susanna an der Schulter. Mit ihrer schlaffen weißen Hand gibt sie mir ein Zeichen. Ich folge ihr nach, vorbei an der blind betenden Gemeinde, hinaus in den Gang und in Pastor Leroy's Büro. Wir nehmen Platz. In einem langen karierten Baumwollkleid, das mich an die Geschirrtücher meiner Mutter erinnert, sitzt sie mir gegenüber, die Bibel aufgeschlagen im Schoß.

»As it is written, there is no one righteous, no, not one. Do you admit that you are a sinner?«, fragt

sie, und mein Mund sagt »yes«, denn wenn ich mir irgendeiner Sache sicher bin, dann dieser.

»For the wages of sin is death«, liest sie weiter. Auch das erscheint mir schlüssig. Sterben werde ich definitiv, und da ich jung bin, kann ich den Tod nicht anders sehen denn als Strafe. Ich begreife ihn nicht als Erlösung. Noch nicht.

Susannas Stimme ist leise. Sie hält sich an der Bibel fest, überwindet ihre Schüchternheit und fährt fort:

»But God commendeth his love toward us in that, while we were yet sinners, Christ died for us.«

Wir blicken uns in die Augen. Ich zögere, unschlüssig, ob ich etwas sagen oder antworten soll. Das ist nicht das katholische Frage-und-Antwort-Spiel zwischen Pfarrer und Gemeinde, in dem jeder seinen Text kennt.

Sie fragt mich:

»Do you believe that Jesus Christ took your sins upon himself and therefore paid the penalty for your sins by dying on the cross?

Do you believe that the blood of Jesus has washed away your sins?

Do you believe that he was buried and that he rose again on the third day, just as the scriptures said he would, victorious over sin and death?«

Mir schwindelt von all den Fragen, meine Wangen werden heiß, ich weiß, jetzt, jetzt muss ich antworten. Los, antworte! Mein Mund bewegt sich, eine Stimme sagt: »Yes, I do.« Es ist meine.

Damit ist es besiegelt. Der dritte Dezember wird zum Tag meiner Wiedergeburt durch Jesus Christus, zum Errettungsdatum, zum Moment, in dem all meine Sünden durch sein Blut abgewaschen sind und meine Seele dem Höllenfeuer entronnen ist. Von diesem dritten Dezember an muss mir klar sein, dass ich im Garten Eden wandeln werde, während meinen Eltern ewigliches Versinken im Lake of Fire vorherbestimmt ist. So und nicht anders wird hier in der Holzkiste geglaubt. Alle, die mich jetzt, da wir das Büro verlassen, beglückwünschen, sind fest davon überzeugt: I am »saved«.

I am »born again«.

Ich war darauf nicht vorbereitet.

Die Frage lautete nicht: »Glaubst du, dass alle Katholiken, Evangelen, Juden, Buddhisten, Hindus und Moslems zur Hölle fahren werden?« Susanna hat mich nicht danach gefragt, was ich davon halte, dass Frauen keine Hosen tragen dürfen. Sie wollte nicht von mir wissen, ob ich es für wahr halte, dass die Erde in sieben Tagen erschaffen und 6000 Jahre jung sei. Es gab keine Diskussion, ob tatsächlich jede Musik, die nicht dem Lobpreis des Herrn dient, Teufelszeug sei. Ich musste ihr nicht ausdrücklich versprechen, nie wieder das heidnische Symbol zu schmücken, welches sich als »Christbaum« tarnt. Ich musste mich nicht verpflichten, keinen Sex vor der Ehe zu haben, und wurde auch nicht darauf aufmerksam gemacht, dass als einzige Tiere nur Pferde in den Himmel kommen. Weiße Pferde. Glaubst du, dass Menschen und Dinosaurier zugleich die Erde bevölkerten? Glaubst du, dass Regenbogen Zeichen für das Versprechen des Herrn sind; mehrfarbige, bogenförmige Postits, dass es keine Sintflut mehr geben wird? Das alles hat sie mich nicht gefragt.

Nicht eine Frage nach den Glaubensinhalten hat sie mir gestellt, nur die nach meiner Glaubensbereitschaft. Ich wollte glauben; nicht sehen und dennoch glauben und zu den Seligen gehören. Die Tatsache, dass wirkliches Sehen zu meinen Unmöglichkeiten zählte, drängte sich mir jeden Tag stärker auf. Ich bemerkte meine Blindheit und musste feststellen, dass meine Realität auf dem festen Glauben an ein korrekt verarbeitendes und damit Wahrhaftigkeit garantierendes Hirn gründete. Von Millionen von Reizen und Informationen umgeben, gab ich mich tagtäglich der Illusion

hin, die wichtigen, richtigen, wahrhaftigen mit der gütigen Hilfe meiner Synapsen-Täubchen herauspicken zu können, die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen. Mein Sehen war nichts als Glauben.

Die Sehnsucht nach Vertrauen und festem Grund vertieft sich, je schwärzer die Nacht, je undurchdringlicher die Dunkelheit wird. Auf die Entzauberung der eigenen Illusionen folgt das große Erschrecken.

Wohin führt die Einsicht des Ausgeliefertseins an den Glauben, einen Glauben wider besseres Wissen, wenn nicht in tiefste Verzweiflung? Was bewirkt diese wiederum, wenn nicht eine Sehnsucht nach Vergessen und Selbstvergessenheit?

Wenn ich nicht wissen und nicht glauben kann, dann will ich fühlen. Ein Heißhunger nach Leben ist entfacht, ich denke nicht, sondern fühle, fühle, fühle nur, will die absolute Lebendigkeit.

»Yes I do«, klang es von meinen Lippen.

Im Laufe des Monats wird es mir gleichgültig werden, was diese Stimme von mir behauptete. Es hatte keine Bedeutung mehr.

Noch ist Dezember. Die Umwälzungen gehen weiter.

Ich kündige Matt die Freundschaft, meine Vermieterin mir die Wohnung. Sie begründet meinen Rausschmiss mit dem Argument, die anderen Zimmer seien nicht zu vermieten, solange ein junges Mädchen im Haus wohne. Bezeichnenderweise bringt sie es nicht über sich, mir das von Angesicht zu Angesicht zu verkünden. Stattdessen telefoniert sie mit meiner Schwester, der gegenüber es ihr leichter fällt, sachlich, vernünftig und professionell zu klingen. Ich mache ihr keine Vorwürfe, zumal ich weder das Zimmer noch ihren Altweibergeruch vermissen werde und mir eingestehen muss, dass ich in der Sache mit Matt ganz ähnliche Vermeidungsstrategien anwende. Auf den Gängen und in der Mittagspause gehe ich ihm aus dem Weg, ignoriere mein allabendlich klingelndes Telefon; ein Verhalten, das den Sinn hat, unsere Beziehung auf undramatische Weise zu beenden und Matt die direkte Konfrontation mit der Wahrheit zu ersparen: dass er mich nicht mehr interessiert, der Beta-Tisch zur langweiligen Gewohnheit geworden ist, und ich nach Höherem bzw. Aufregenderem strebe.

Hier ziehen Nebel auf. Die Tage zwischen den Ereignissen werden zu flüchtigen Schatten, die hinter Milchglasscheiben vorbeihuschen. An einem Dezembormorgen klart es auf. Freie Sicht auf die nächste Szene.

Ich sehe mich in der Turnhalle, beim Schul-Bingo-Turnier, eine der peinlichen Lächerlichkeiten, die die Highschool zum Amusement der Schüler veranstaltet. Umringt von einer Reihe Alpha-Tisch-Leuten und einigen mir unbekannten Gesichtern, die sich nur dann blicken lassen, wenn die Hälfte des Schultags Bingo gespielt wird, sitze ich auf einem Plastikstuhl. Von der Seite rückt mir ein Junge mit einer beeindruckenden Masse schwarzer Haare, in denen ein kleiner Kamm steckt, auf die Pelle. Er heißt Sam. Die Gedanken, die er unter seinem wirren Haarschopf zusammenspinnt, wie auch sein sonstiges Erscheinungsbild sind ziemlich eigenwillig und unterhaltsam. Wir verstehen uns glänzend.

Ich berichte, nicht ohne Stolz, von meinem Rausschmiss und meiner Suche nach einer neuen Bleibe, woraufhin mir Sam von einem Freund namens Josh erzählt der, frisch bei den Eltern rausgeflogen, gerade dabei sei, eine Reihenhaushälfte zu beziehen, und Mitbewohner suche.

JACKPOT, denkt es in mir.

Am selben Abend steige ich in Sams schrottreifen, nacktschneckenfarbenen Cadillac und lasse mich hinchaußieren. Von der Fir Street bis in die Centennial, vom gelben, freistehenden Eckhaus bis zu dem mintgrünen Reihnhaus, das sich am Fuße einer steil bergauf führenden Einfahrt in eine Mulde kauert, von meinem Zimmer zu Joshs Zimmer sind es knapp drei Kilometer.

Wir rutschen den Driveway runter, parken im Tiefschnee, verdrängen die Gedanken an das Steckenbleiben, Ausbuddeln und Anschieben, das uns später mit Sicherheit bevorstehen wird, und klingeln.

Ich glaube, es waren Leute da. Besucher, Bestauner, Bewerber, unbekannte Gesichter. Unmöglich zu sagen, wer die Tür öffnete und uns einließ ins Mintgrüne, von dem ich schon beim Übertreten der Schwelle wusste, dass ich es als neues Zuhause wollte – und zwar unbedingt!

Wenige Augenblicke später muss ich Josh kennengelernt haben. Bestimmt saßen wir in seinem Zimmer, mit Sicherheit rauchten er und Sam den ein oder anderen Joint, beschwören oder

beschreiben kann ich es nicht. Das Erinnern wird wieder schwierig, die Vorkommnisse lassen sich nicht passend zusammenfügen, nicht auseinanderhalten, kleben aneinander wie nasse Buchseiten, aus denen mein unvorsichtiges Nachdenken Fetzen reißt. Es bleiben lückenhafte Unterhaltungen, undeutliche Laute, die einmal der Verständigung dienten an Orten, deren Namen sich aus dem Speicher der oberen Erinnerungsschichten gelöst haben. Das Gefühlschaos überforderte damals meinen inneren Geschichtsschreiber; heute falte ich längst Vergilbtes auseinander und arbeite mich durch einen wirren Papierwust auf der Suche nach Schlüsselworten.

Ich stoße auf wilde Entschlossenheit und den Vorsatz, Josh, Schwester, Schwager und Eltern zu überzeugen. Das mintgrüne Haus schmeckte aufregend, frisch und verboten, nach Abenteuer und Freiheit und Erwachsensein, versprach Stärke, Unabhängigkeit und Coolness. Ich wollte nicht länger hilflos im Braunen sitzen, wollte die Dinge selbst in die Hand und die Risiken auf mich nehmen, mich endlich freiwillig in Gefahr begeben, anstatt wie bislang willenlos irgendwo hineinzugeraten.

Die Erinnerung an den ersten Abend, die erste Begegnung mit Josh, dem ich wahrscheinlich schon als Sams zukünftiges girlfriend vorgestellt worden war, muss an dem massiven, zehnjährigen Zeitblock zerschellt und untergegangen sein. Oder ich habe ihn nicht wirklich, nicht bewusst gesehen. ... Bereits wenige Tage später, als ich mit Schwester und Schwager anrückte, um die Details meines Einzugs zu klären, ergab sich wieder eine Begegnung. In der Befürchtung, dass mir meine Schwester oder Josh doch noch mit einem plötzlichen Rückzieher einen Strich durch die Rechnung machen könnten, drängte ich darauf, die Miethöhe sofort zu klären und den Pakt zu besiegeln.

Ich habe vor Augen, wie er während der Verhandlungen auf seinem Skateboard steht und Haifischkreise durch das leere, möbelfreie Wohnzimmer zieht, wie er unter den besorgten Blicken meiner Verwandten abwechselnd Bug und Heck des Boards anhebt, indem er das Gewicht auf die andere Seite verlagert. Schlacksig, jugenhaft und unfassbar abgeklärt rollt er mit kurzgeschorenem Schädel und schwarzer Jacke an uns vorbei. Ob ihm mein Einzug recht, gleichgültig oder scheißegal ist, lässt er nicht durchblicken.

Begeistert scheint er jedenfalls nicht gerade, es sollte wohl ursprünglich eine reine Männerbude werden, sein Reihenhaus. Ich werde das einzige Mädchen bleiben. Am Ende sind wir vier: Josh, Derrick, Blake und ich, vier Personen, denen drei Zimmer zur Verfügung stehen.

Da Blake der letzte ist, der einzieht, muss er auf den Genuss von Privatsphäre verzichten, in den sauren Apfel beißen und sich trotz seiner 1,90 m, 150 Kilo und des Atemgeräts, das er zum Schlafen braucht, mit dem Platz unter der Treppe begnügen. Die Zahl der Mythen und Gerüchte, die sich um dieses Atemgerät und seine Funktion ranken, ist nahezu unendlich – ich weiß bis heute nicht, ob er nun Asthmatiker, Narkoleptiker oder ein extrem Fettleibiger war, dessen Körpermasse die Lungenflügel am Arbeiten hinderte. Jedenfalls schlief er ständig und in den unmöglichsten Situationen und Positionen ein, egal ob mit oder ohne Gerät.

Als Blake mit Truck, Atemgerät und Macaroni-and-Cheese-Vorrat für mehrere Monate anrückte, hatten Josh, Derrick und ich die Schlafzimmer bereits unter uns aufgeteilt. Derrick besetzte den Masterbedroom, ich das kleinere Sandwichzimmer und Josh das dritte und letzte Zimmer am Ende des Gangs. Meine wenigen Habseligkeiten – ein Rucksack und ein Koffer voller Klamotten – ermöglichten mir einen Um- und Einzug in Rekordzeit.

In meinem neuen Zimmer liegt ein Stück Schaumgummi auf dem Boden, das ist mein Bett. Links vom Schaumgummi klappert ein weißer Einbauschränk mit den Türen. Das ist alles. Schaumgummi, Schränk, Rucksack, Koffer, Teppichboden und oben rechts das Fensterrechteck. Wahrlich nicht viel. Um genau zu sein, sehr wenig. Aber es ist nicht braun! Es liegt an Joshs Seite.

Die Wand zwischen uns ist dünn, sehr dünn.

Fragt mich jemand nach meiner Adresse, so lautet die korrekte und eindeutige Antwort nicht etwa »in der Centennial« oder »in Porter Creek«, sondern »at Josh's«. »I'm living with Josh«, oder kürzer »at Josh's house«, und sofort weiß jeder, wo und wie ich lebe: unter Joshs Flagge, im Stoner-Haus, das die Schulschwänzer nachmittags ansteuern, wo man immer auf dem Sofa schlafen und ein paar Gramm Spaß kaufen kann; im Partyhaus mit der zugeparkten Einfahrt, den Schlägereien im Hof und den Hanfpflanzen im Kleiderschrank.

»At Josh's«, das bedeutet: außerhalb der Aufsichtszone von Erziehungsberechtigten und Lehrkräften, eine mintgrüne Insel, auf der sich die Gesetzlosen zusammenrotten, vogelfreie, die keine Möbel und nichts im Kühlschrank brauchen, solange die Musik laut und der Stoff gut ist. Jeder Feierwütige findet irgendwann seinen Weg zu uns, sei es heute, morgen oder nächstes Wochenende. »Josh's house« entwickelt sich zur Institution für das Jungvolk aus Porter Creek. Wenn es Abend wird, rücken sie an, rutschen uns auf dem ewigen Eis der steilen Einfahrt entgegen, nehmen Steckenbleiben, Anschieben und endlos durchdrehende Räder gerne in Kauf für eine Nase Freiheit, für einen Zug Vergessen, für Kippen und Alk auch für Minderjährige, für große Portionen Abenteuer und Wildheit mit Coolness-Appeal. Unsere Tür steht immer offen. Im Eingangsbereich türmt sich daher stets ein beeindruckender Haufen klatschnasser, ausgelatschter Turn- bzw. Skateschuhe !...

Hinter dem Schuhberg befindet sich die mit einem beigen, schalldämpfenden Läufer bezogene Treppe, auf der man entweder hinauf zu Wohnzimmer und Küche oder hinab zu den Schlafzimmern und zum Bad gehen kann. Im ganzen oberen Stockwerk gibt es keine Türen. Hat man sich für den Aufstieg entschieden, findet man sich im Wohnzimmer wieder, das in Esszimmer und Küche übergeht. Eine geschmacklose Lampe mit orangefarbenem Schirm markiert den Ort, an dem der Esstisch der Vormieter, die ihr Abendmahl offenbar gerne gut ausgeleuchtet zu sich nahmen, gestanden haben muss. Wir besitzen keinen Tisch, auch keine Stühle oder sonstigen überflüssigen Schnickschnack, nur Sofas.

Im Wohnzimmer stehen gleich zwei dieser Polstermonster, über deren Herkunft ich nichts weiß. Vermutlich hat Josh sie aus dem Sperrmüll gezogen. Jetzt leisten sie dem Fernseher und der Playstation Gesellschaft.

Fast hätte ich den Baum vergessen!

Im Licht der orangefarbenen Hinterlassenschaft der Vormieter steht lange, *allzu* lange, ein kleiner Tannenbaum, den Derrick und ich ohne jedes Werkzeug aus dem Waldstück hinterm Haus geholt haben. Aufgrund der Biegsamkeit dieses verdammten Nadelbaums dauerte es eine Ewigkeit, das Ding abubrechen. Wir schleppten ihn ins Haus und lehnten ihn gegen die Esszimmerwand, wo er stehenblieb, bis auch noch die allerletzte Nadel von ihm abgefallen war und nur sein Bierdosenschmuck im Lampenschein glänzte.

Sonst bleibt nur noch Blakes Stereoanlage zu erwähnen, deren Soundqualität erst ab einem gewissen Alkoholpegel zu ertragen und deren einzig zuverlässige Funktion der Lautstärkeregler ist.

Und sonst? Die Küche ist eine Küche ist eine Küche. Unsere Schränke sind vorrats- und geschirrfrei. Einzig Blake, der seine 150 Kilo schließlich irgendwie halten muss, ist im Besitz von Lebensmittelvorräten, hortet Tiefkühlpannkuchen und mannshohe Stapel Macaroni-with-Cheese. Der

große Blake ist reich an gelbgoldenem Käse, Eigentümer eines Schatzes aus Weißmehl und Zucker. Man tut gut daran, die Finger von seinen heiligen Fressalien zu lassen, will man nicht von einer wütenden Fleischkugel überrollt und in hohem Bogen aus der Hintertür geworfen werden.

Diese Hintertür führt in einen kleinen Windfang hinter der Küche, durch den man ins Freie auf die Holztreppe gelangt, die als Raucherbalkon genutzt wird. Im Laufe der Zeit wird der Vorraum zur Müllhalde, fängt Abfälle statt Wind ein und wird schließlich unpassierbar. Der blaue Tütenberg wächst rasend schnell, sein Gipfel stößt gegen die Decke. Um den Stapel nicht ins Wanken und den Geruch nicht ins Zimmer zu bringen, wird das Öffnen der Hintertür möglichst vermieden, schließlich hat man schon mit dem Gestank der chronisch verstopften Gästetoilette zu kämpfen !...

Ein großer begehrter Schrank, in dem sich Joshs Hockeyausrüstung und zuweilen auch kichernde Kiffer verstecken, dient als Grenzstein zwischen den Wohn- und den übelriechenden Fäkal- bzw. Hausmüllbereichen im Obergeschoss, für das sich keiner so recht erwärmen kann; das nur Durchgangsstation und Wartesaal ist, wo man Zeit totschlägt, bis in Joshs Zimmer Sitzplätze frei werden oder jener »private« Deal, dem beizuwohnen einem untersagt wurde, abgeschlossen ist. Im Allgemeinen wird der Zutritt zum Untergeschoss dann verweigert, wenn es gilt, bestehende Hierarchien und Rangordnungen zu definieren oder zu festigen.

Ein unwirtlicher Ort, dieser erste Stock, an dem sich – mit Ausnahme des beim Essen einschlafenden, schmatzend Playstation spielenden oder kauend DVD schauenden Blake und der zum Warten Verdammten – niemand lange aufhält, und dessen Sofas erst dann einladend wirken, wenn das Haus vor berauschten Partygästen aus allen Nähten platzt.

Die Musik, die man hören, und der Mensch, neben dem man sitzen will, findet sich immer im Untergeschoss. Hat man die Wahl, entscheidet man sich für den Abstieg, gleitet hinter dem Turnschuhberg sanft nach unten, hinab in ein dämmriges, süßlich duftendes Dunkel. Hier steht den Zimmern das Erdreich bis zum Hals, nur die Fenster lugen über den Rand, kleine Öffnungen, die verzweifelt nach Licht schnappen. Ich genieße das Privileg einer Aussicht auf Stoßstangen und Autoreifen, lasse meine Blicke über eine Landschaft aus Schuhen und Schienbeinen vor schnee-, grau- und gelbweißem Grund schweifen, während Derrick und Josh mit den kümmerlichen Helligkeitsresten, die die Lichtschächte durchlassen, auskommen müssen.

Unsere Schlafzimmer liegen auf der rechten Seite des Flurs, gegenüber befinden sich Badezimmer und Wäschekammer. Der Kater hat Kammer und Klamottenhügel zu seinem Revier erklärt, was sich auf die Sauberkeit eher nachteilig auswirkt.

Das Kellergeschoss hat nichts, nicht die geringste architektonische oder gar physikalische Besonderheit aufzuweisen, die seine ungeheure Anziehungskraft erklären könnte. Nichts, bis auf die letzte Tür rechts. Joshs Tür.

Die wahre, die aufrichtige Antwort auf die Frage nach meiner Adresse lautet »Elisabeth Kerz, next to Josh's room, Whitehorse.« Zugegeben wird das natürlich nicht.

## 13.

Es naht die längste Nacht. Die Zeiger drehen ihre Runden, mit jeder Umrundung erhöht sich die Anzahl der gegessenen Plätzchen, der blinkenden Lämpchen, der kitschigen Kleinigkeiten, und während in ordentlichen Haushalten die Bäume in Erwartung des großen Tages strammstehen, hat unserer bereits Unmengen an Nadeln verloren, streift den Bierdosenschmuck von seinen kahlen Ärmchen, scheppernd landen sie im grünen Stroh; blecherne Kindlein, die niemand in Windeln wickelt.

Es gibt kein Entrinnen. Weihnachten lässt sich nicht abweisen, schert sich einen Dreck darum, ob dir nach Besinnlichkeit zumute ist, wird dir die Tür eintreten und dich in den Schwitzkasten nehmen, bis du dich ergibst. Die Festtagsarmee fällt, begleitet vom Getöse und Gedröhne der Weihnachtslieder, im Schutz der Dunkelheit ins Land ein. Kinderchöre und alte Weiber kreischen durch die stille Nacht. Da kommt er, der zweitausendjährige Feldherr mit der Nummer 25 auf der Brust! In seinen Armen wiegt er Jesuskind und Weihnachtsgans.

An einem Weihnachtsmorgen Anfang der 80er Jahre wird auch ein weiblicher Säugling geboren, der auf den Namen Elisabeth getauft wird. Das bin ich. Fortan werde ich an jedem 25. Dezember an das Ablaufen meiner Aufenthaltsgenehmigung auf Erden erinnert und muss ohnmächtig zusehen, wie sich die Summe der von meinem Lebenskonto abgezogenen Jahre um eines erhöht, alldieweil der Schnitter im Hintergrund kauert und einen Tortenrest von der Sense schleckt. Sein lächerlicher Umhang aus Geschenkpapier lugt hinter dem Christbaum hervor, aus den Augenhöhlen quillt Lametta. Er dreht und wendet sich und lässt den Glitter glitzern. Ich weiß nicht, wann ich ihn das erste Mal bemerkt habe ■... Doch selbst die kanadische Kälte kann ihn nicht, wie ich gehofft habe, davon abhalten, mir seinen jährlichen Besuch abzustatten.

Am Hoffen und Harren erkennt man den Narren, jaja.

Aufgrund meines Geburtsdatums habe ich also bereits vor meiner »Salvation« eine recht intime Beziehung zu dem menschengewordenen Gottessohn gehabt. Wie Zwillingsgeschwister teilten wir uns die Aufmerksamkeit der Familie. Unsere gemeinsame Geschichte geht zurück bis in den Kreißsaal des Krankenhauses, in dem ich einst kopfüber dem kalten Licht entgegenstürzte, sie ist älter als meine Erinnerung.

Wie viel Wichtiges bleibt unerwähnt?

Welches waren die ersten einprägsamen Worte, Blicke und Gesten? Was hat mir jahrelang die Stirn beträufelt, was schuf den Nährboden für das Ich, welches im Dezember 2001 existierte und auf den Namen Lisa hörte?

Mir bleibt nichts anderes übrig, als die Erinnerung so zu nehmen, wie sie sich mir präsentiert, und den Anspruch auf eine objektive Wahrheit zu verabschieden. In Anbetracht der unzähligen möglichen Varianten der Ereignisse in der Erinnerung gilt es, demütig den Kopf zu senken und sich still mit dem eigenen, eng begrenzten Verständnisvermögen zu bescheiden ■...

Aber da ich mich eben noch mit dem Heiland verschwistert habe, mich somit zu meinem Größenwahn bekannt und von der tugendhaften Bescheidenheit verabschiedet habe, will ich an dieser

Stelle auf eine weitere Gemeinsamkeit hinweisen, die den charismatischen Wanderprediger und mich verbindet: das Fasten.

Dieser speziellen Versuchung der Entsagung war ich wenige Monate vor meiner Abreise zum ersten Mal erlegen. Vielleicht könnte man mein Hungern als ersten Widerstand, als erstes Aufbäumen, als planlosen, hilflosen Protest bezeichnen, von dem bis heute unklar ist, gegen wen oder was er sich eigentlich richtete. Ich hatte keine Forderungen.

Der Hunger bot sich als Zuflucht an, lockte mich mit der Aussicht, über die eigenen Grenzen hinauszukommen. Was entfesselte den Fluchttrieb, wer war mir auf den Fersen? Vor wem musste ich in dunkle Augenhöhlen und eine leere Bauchhöhle hinein fliehen? Wer waren meine Peiniger? Die Ursachen bleiben unergründlich. Ich erinnere mich an nichts, was einer Antwort nahekäme. Übrig geblieben sind lediglich ein paar abgespeicherte Splitter, Bilderreste einer 50 Tage andauernden Widerspenstigkeit. 50 Tage ohne Beißen und Kauen und Reißen. 50 Tage tropfen Magensäfte auf blanke Schleimhautschichten. 50 Tage genau bemessene Rationen Apfelsaft und Buttermilch, sonst nichts, rein gar nichts. Ich erinnere mich an Schwäche und Kälte, zittrige Hände und weiche Knie.

Hinter meinem Elternhaus wölbt sich ein kleiner Hügel, von dem aus man ins Tal und über die Stadt blicken kann, am Horizont bei Fön ein erstaunliches Alpenpanorama, eine Postkartenidylle. Meine Beine scheiterten an der Steigung, waren einfach zu schwach.

»Nicht vom Brot allein soll der Mensch leben«, sagte mein Zwillingsbruder nach 40 Tagen in der Wüste.

Das, was mein täglich Brot gewesen ist, die Zuwendung, die Anforderungen an mich, konnte meinen Hunger nicht stillen.

Leben, Brot – Brot, Leben; Leben ist Brot, das lebendige Brot, Fleisch und Blut und Brot; dem Leben auf der Krümelspur, mein Leben als Leib, mein Leben als Laib I... Das Rezept stimmte nicht. Teig, Form und Farbe fehlte das rechte Maß. Es ekelte mich an.

Ich wollte im Hunger ausharren, mich bewähren. Dann wollte ich gar nichts mehr. Ich blickte meinem eigenen Ende entgegen, meine 50-tägige Bewährungsprobe hatte nicht die Veränderung mit sich gebracht, nach der ich suchte.

Die Suche nach einer Hoffnung, die Veränderung erzeugt, wurde nach 50 Tagen abgebrochen. Vorerst.

Mit meiner Ankunft in Kanada leitete ich erneut die Suche ein. Hormonüberschwemmt und aufgestachelt, verwirrt und verirrt, verwöhnt und vernachlässigt, verängstigt und todesmutig ging ich los, gelangte irgendwie nach irgendwo, versuchte mich überall und steckte plötzlich mittendrin, ein lebendiges Ding eingebettet im Unvorhersehbaren. Meine eigene Lebendigkeit drohte, mich in den Wahnsinn zu treiben.

Sam ist ein herzensguter Junge. Einer, der noch nie eine feste Freundin hatte, der seine Sache gut machen will und Geburtstagsüberraschungen für mich plant, während ich darüber nachgrüble, wie ich in diese Sache, diese Beziehung, überhaupt hineingeraten konnte, und wie ich da möglichst schnell wieder rauskomme.

Kleine, wiederholte Nachgiebigkeiten haben mich in die gemeinsamen Abende mit Sam hineinschliddern lassen. Schon beim ersten Mal fiel mir auf, dass er nicht küssen kann, und dass mich seine raue, seltsam genoppte, geschmacklich eher unangenehme Zunge anwidert. Beim Sprechen weiß er gut mit ihr umzugehen, beim Knutschen verliert er dagegen jegliche Kontrolle über seinen rosa Buchstabenformer und Geschmackserkenner.

Der zweite Abend verlief ähnlich qualvoll. Als ob es nicht schon Herausforderung genug gewesen wäre, meinen Ekel und die damit einhergehenden Schauer, die mir über Schultern und Rücken liefen, zu bekämpfen, stellten die Jungs, die vor meiner Zimmertür Posten bezogen hatten, meine Contenance mit lauten Anfeuerungsrufen auf die Probe. Ich bemühte mich nach Kräften, die Krakeelerei, die die Peinlichkeit der Situation ins Unendliche steigerte, zu ignorieren. Sam hatte endlich eine Freundin. Das war DIE Sensation. Schade nur, dass ausgerechnet ich dafür herhalten musste.

An dieser Stelle muss ich klarstellen, dass ich in Sachen Jungs immer nachgiebig gewesen bin – dummerweise von einer Nachgiebigkeit der spontanen, sprunghaften, unbedachten und vorschnellen Sorte, mit der ich mir des Öfteren Schwierigkeiten anlachte.

Sam als enger, wenn nicht sogar bester Freund Joshs war meine Eintrittskarte, mein Ticket für den WG-Zug, mit dem ich in unerforschte Gegenden reisen und den ich keinesfalls verpassen wollte. Nach meinem Umzug in die Centennial, der einen umständlichen, 45-minütigen Schulweg mit sich brachte, veränderte sich Sams Funktion; die Fahrkarte wurde zum Fahrer, zum Privatchauffeur, der allmorgendlich in der verschneiten Einfahrt auf mich wartete. Zum Unterricht abgeholt zu werden, zeitlich flexibel, mit genügend Beinfreiheit und erstklassigen Kassettentapes, übertraf den gelben Schulbus an Attraktivität bei Weitem. Dem sonnenfarbenen Ungetüm verweigerte ich mich auch noch, nachdem Sam seinen Chauffeurdienst quittierte. Fand sich kein »ride«, zog ich es vor zu laufen oder zu schwänzen. Letzteres, in Deutschland noch mit Aufwand und Ärger verbunden, wurde in Kanada zu einem herrlich harmlosen Unterfangen ohne Konsequenzen.

»Skip School« – das hatte den sorgenfreien, unbeschwertvorsichhinhüpfenden Klang eines blaugemachten Tages, verkündete fröhliche, ausgelassene Stimmung.

Aber jetzt sind erst mal Weihnachtsferien. Die Gedanken an Schule und an dringend benötigte Mitfahrgelegenheiten warten irgendwo am Horizont der nächsten Woche. Die Jungs sind gerade mit wichtigtuersischen Geheimniskrämer-Mienen in Richtung Downtown losgezogen. Natürlich weiß ich längst, dass sie in Geburtstagsangelegenheiten unterwegs sind. ... Nichts ist offensichtlicher als das, was man verbergen will.

Zur Untätigkeit verdammt, durchstreife ich das leere Obergeschoss, stelle mich ans Wohnzimmerfenster, blicke hinaus ins Weiß und verfluche die sinnlose Warterei auf eine Überraschung, die mich nicht überraschen wird. Die Aussicht, Freude über etwas heucheln zu müssen, das mit dem Tag meiner Geburt und den seither verbrauchten Lebensjahren zu tun hat, ist nicht

sehr berauschend.

Grimmig betrachte ich mein Spiegelbild im Fenster und den Schnee davor. Da, hinter mir ein Geräusch auf der Treppe. Ich wende mich um und sehe Josh. In mir geht das Licht an. Mein Gesicht wird hell.

Josh: »Where is everybody?«

Ich: »Downtown.«

Stille.

Josh: »Are they comin' back?«

Ich: »Yeah. I think they're getting something for my birthday █... They were trying to be all sneaky about it █...«

Was macht er hier oben? Er weiß das doch längst alles! Und warum bin ich so aufgeregt, so alarmiert?

In der für ihn typischen fast horizontalen, breitbeinigen Sitzhaltung versinkt er in den Polstern und beobachtet mich, wie ich zögernd das Zimmer durchquere, unschlüssig, ob ich nun stehen, herumgehen, mich zu ihm aufs Sofa oder besser auf die Lehne █setzen soll.

Unmöglich, sich zu erinnern, worüber wir damals sprachen. Meine Gedanken glichen einem aufgescheuchten Hühnerhaufen, überall Federn und wildes Gegackere, mein Mund antwortete automatisch, blubberte irgendwelche Worte heraus, bedeutungslose Sprechblasen, die kurz durch den Raum schwebten, um sofort von den Magneten meiner Aufmerksamkeit, die Joshs Körper umformten, zum Platzen gebracht zu werden. Eine ganze Reihe kurzer, schillernder Sätze, für immer verschwunden. Geblieben ist lediglich die Erinnerung an ein langsames Näherrücken: Zug um Zug glitten wir auf ein Ereignis zu.

Josh: »Come, sit on my lap.«

Wie Blinde betasten wir uns, zögernd, überall. Ich rutsche von seinem Schoß und zwischen seine Schenkel, knie vor ihm, schaue ihm ins Gesicht. Er richtet sich im Sessel auf und fasst mich um die Taille. Ich ziehe Pullover und T-Shirt aus.

Josh: »What are you wearing?« Sein Kinn zielt auf meine Jeans, die Frage auf das darunter.

Ich: »Nothing.«

Erfreut stelle ich fest, dass dieses aus dem Mangel an frischer Wäsche geborene »nothing« spektakulär sexy ist.

Josh antwortet mit einem kleinen, ungläubigen Kopfschütteln, er fährt sich mit der Hand über den rasierten Schädel, murmelt: »you're killing me Lis'...«, räuspert und fängt sich wieder.

Das Knallen der Autotüren schreckt uns auf. Josh springt über Couch und Treppengeländer direkt ins untere Stockwerk. Ich zerre mir die Klamotten über den Kopf und kann gerade noch hastig die Haare zusammenbinden, bevor meine Torte durch die Tür kommt, rund, schokoladig und zentimeterdick mit pinkfarbenem Zuckerguss beschichtet.

Feierlich schreiten mir Sam und Derrick mit der geöffneten Pappschachtel entgegen, huldigen mir mit der süßen Gabe, zwei Weise aus dem Morgenland, die zukünftiges Hüftgold darbieten. Sie strahlen mich an wie zwei Nebelscheinwerfer. Ich ziehe ein Lächeln hoch.

Blake ist derweil in die Küche entwischt. Wieselflink huscht er zwischen Kühlschrank, Herd und Backofen hin und her. Wenn es um das Zubereiten, das Verschlingen oder überhaupt um irgendeine Tätigkeit rund um die Nahrungsaufnahme geht, läuft er stets zur Höchstform auf und erreicht eine

erstaunliche Geschwindigkeit. Er will Lasagne kochen; Lasagne à la Blake, mir zu Ehren.

Schon bald dünsten teigig-verschmolzene Bechamel- und Hackfleischgerüche aus der Küche und beschlagen die Scheiben. Wir versammeln uns um den Couchtisch. Auf meinem Teller türmen sich käsetriefende Schichten. Ich bin mir meiner Pflicht zu essen, ein fröhlich-dankbar-gerührtes Gesicht zu machen und zumindest eine DVD über mich ergehen zu lassen, bewusst und gebe mein Bestes.

Beim Nachtsch halten ich meinen Daumen neben den Zuckerguss, frage mich, wie viele Wochen Mast es bräuchte, bis meine Finger so dick wären wie diese Zuckerschicht, und beneide Josh, der einfach abgetaucht ist, der sich ausgeklinkt, abgeseilt, davongemacht hat. Das Untergeschoss hat ihn verschluckt. Vor morgen wird ihn niemand zu Gesicht bekommen. Ich dagegen sitze inmitten dieses riesigen Missverständnisses, umgeben von Blakes Wanst, Derricks dümmlichem Grinsen und Sams unerträglicher Gutmütigkeit. Muss Geburtstag spielen. Werde abgefüllt bis obenhin; was einst Haut war wird Teig, durch die Adern fließt Hackfleischsoße. Schokoladenbraune Haare umrahmen sahnigweiße Wangen, mein rosa Zuckermund lächelt. Ich falle in mich zusammen.

»Hast du dich doch von Leckerbissen verführen lassen?«, fragt es vorwurfsvoll in meinem wunden Kopf.

Ja, antworte ich mir, ja, das habe ich!

Vom Verlangen nach Sühne gepeinigt, stehe ich vom Sofa auf und will für Ruhe in mir sorgen. Ich erinnere mich an das gelbe Licht der Gästetoilette und Sams hündisches Gescharre an der Tür, erinnere mich an seine besorgte Stimme und das nervende Geklopfe.

Klopf-klopf.

»Hey? Are you alright?«

Klopf-klopf.

»Lisa?«

Klopf-klopf.

Ein hochrotes Gesicht blickt mir aus dem Spiegel entgegen. Das Licht ist zu gelb und mir ist zu heiß.

Klopf-klopf.

Es geht nicht. Mein Magen hat sich zusammengekrampft. Ich muss meine Sünden für mich und bei mir behalten.

»Is everything ok?«

»Yes, sure, I'm coming !...«

Unverrichteter Dinge kehre ich ins Wohnzimmer zurück und überlebe den Abend.

### *Kleiner Exkurs.*

Aus einem vergilbenden Haufen bekritzelter Zettel, nicht abgeschickter Briefe und Filzstiftgraffitis lugt eine Doppelseite.

Nur wenige Belege meines kanadischen Schulalltags kann ich vorweisen, wie etwa diesen Englisch-Test, in welchem ich der roten Notiz am oberen Seitenrand zufolge immerhin 54 von 64 möglichen Punkten erreicht habe.

Jetzt bin ich am Zug, lege den Rotstift an, bin Erstkorrektor.

Es ist an der Zeit, den Lückentext mit Wahrhaftigkeit zu füllen und die Trennung zwischen den Systemen Schule und Centennial Street aufzuheben:

## Lord Of The Flies Ch. 1–6 Quiz

*A. Fill in the blanks with the most appropriate word or words.*

The novel began with Lisa meeting the pastor on Fir Street.

Pastor Leroy introduced himself and suggested that hell is real.

A verse was found in the bible and became the method to call the survivors together.

Josh and the boys came marching up the driveway just before the year ended. A brief meeting was held and Lisa was chosen roommate because she wanted it badly.

Josh and Lisa decided to explore their bodies and they took the risk.

After the exploration of the bodies, Josh held other meetings where it was usually suggested that the group light a joint to serve as a signal for freedom.

By using a lighter the bong was started. The result was that the lungs were burning. Lisa's reaction was getting high and pastor Leroy called the group a bunch of lost souls.

Purity disappeared and was assumed to be killed by the blaze.

Shortly after this a ship is spotted, but they are not rescued because it's only been a trick of the eye. The boys have been chasing Lisa all over Whitehorse and have changed their appearance by getting naked.

A split has begun within Lisa and many boys are looking towards fucking her.

The beast is discussed all the time!!!

The discussion takes place in the morning, midday, evening...

Jesus offers to kill it while Lisa is sceptical of its existence. She refuses to believe it exists.

Something tells her:

Go down the mountain! Look for the boys' discovery! Find a place on Centennial Street where life suggests: Create a new you!

Lisa looks strangely at herself and the scene below which frightens her a lot...

In the end chaos asserts his authority.

Türkisfarbenes Tintengekritzel auf der Rückseite des Englisch-Tests in einer Handschrift, die längst nicht mehr die meine ist. Ich lese:

Lord of the flies Lord of the lies oh Lord, where art thou? Lord of the fly the fly high higher and higher Lord of the flight no light, no light, no light nightflight into the sky fly sky high or die the Lord he dies who lies dies no Lord, no Lord Lord of all my Is and alibis my, oh my am I seduced by massive amounts of pie? Lord of the pies ties me to the ground weighs me down Lord of the tie-me-up Lord, Lord, Lord fuck this I'm bored.

In die Centennial Street zu ziehen, bedeutete, meine alte Hülle abzustreifen. Ich hatte mich in der Fir Street verhakt. Nachts klebte das braune Zimmer an mir, die Kirche hatte sich eingekrallt, zog und zerrte mit jedem Sonntag heftiger, bedrängte mich, duldete kein Ausweichen und keinen Zweifel. Keine Häutung – kein Entrinnen.

Um loszukommen, musste ich die liebe, alte Haut zurücklassen, jenen Schonbezug, dessen Oberfläche die verwischten Fingerabdrücke meiner Eltern schmückten, ihr entschlüpfen und mich hinaus ins Ungewisse wagen.

Mein neuer, mintgrüner Wohnort veränderte mein Verhältnis zur Kirche radikal. Der Heiland und sein Vater, dieses Phantom, das sein Antlitz so hartnäckig vor den Menschen verhüllt hielt, interessierten mich nicht länger. Die eine Gelegenheit, den Finger in seine Wunde zu legen und sich von der Wahrhaftigkeit seiner Worte zu überzeugen, war seit 2000 Jahren verstrichen. Hinter meiner Stirn verschmolzen die Begriffe »Glaube« und »Täuschung« miteinander. Jahrtausendlang hatten zahllose Fanatiker an der Fata Morgana »Himmelreich« gebaut, ihr Leid und ihre Verzweiflung in schillernde Farben verwandelt und gehofft bis zum Wahnsinn. Warum sollte ich um einen Platz in den Wahnvorstellungen fremder Menschen betteln? Sechs Tage in der Woche wuchs mein Widerwillen. Am siebten aber tarnte ich mich, streifte die alte Haut über, deren Reste über den Gartenzäunen und den rotgepolsterten Kirchenstühlen in der Fir Street hingen, und gesellte mich zu den Schafen.

Schon bald würden die alten Nähte platzen, die Widerstände offenliegen. Die Innenwände meiner Herzkammern waren mit den ruhmlosen Namen von Jungs verziert, die vorsätzlich Dummheiten begingen. Gescheiterte, für die ich nicht tadellos sein musste, bevölkerten meine Brust. In der Centennial durften Fehler gemacht werden.

Ich wollte die Gelegenheit, die Freiheit, Fehltritte begehen zu dürfen, ergreifen, alles wagen, alles setzen. Mit fest geschlossenen Augen, geballten Fäusten und zusammengebißenen Zähnen wünschte ich mir zu leben, einfach in den Tag hinein, ohne Schutz, ohne Rückhalt, ohne Werte, ohne Schuldgefühle und ohne Zwang mich mit anderen zu vergleichen. Die Stimme der Rebellion dröhnte mir in den Ohren, Sprechchöre hallten unter meiner Schädeldecke und forderten mich auf, mein Ich zu revolutionieren und Piratenbraut auf der »Joshua« zu werden.

Alles auf mintgrün!

Es gelang mir nicht. Ich konnte nicht aufhören, mich selbst beim Leben zu beobachten. Die Macht der Instanz, die meine Worte und Taten beurteilte, blieb ungebrochen. Meine Luftschlösser wurden mit gnadenlosen Urteilssprüchen bombardiert, ruhige Minuten mit schwerem Blei verhagelt, die Soldatenstiefel unter der Richterrobe traten mir ins Gewissen und erinnerten mich an die Grenze meines Freigangs. Der Erdball würde weiter auf den Abreisetag zurollen und zu Hause warteten die alten Ansprüche auf mich. Doch ich fühlte mich bereits meiner Herkunft entfremdet. Die Komposition der Heimatbilder erschien mir seltsam verändert, und meine Versuche, mich in die einzelnen Szenen einzufügen, missglückten.

Meine Gestalt ließ sich nicht eingliedern. Nicht in die Centennial, nicht in die Kirche, nicht in die Heimat. Stattdessen lieferte sie die Fläche für die Projektionen meiner Umgebung. Die Mimik meines

Gegenübers führte Regie. Ich erspürte die Erwartungen und passte ihnen meinen Text an. Je besser mein Spiel wurde, desto verlässener fühlte ich mich. Ein Betrüger ist nirgends daheim, der Betrug wird sein Zuhause.

Und doch gab es sie manchmal, die bedenkenlosen, unmittelbaren und vielleicht sogar vollkommenen Momente der Freiheit, diese Chancen auf Lebendigkeit und Wahrhaftigkeit. Die Sehnsucht schärfte mir die Sinne, ließ mich diese Gelegenheiten wittern und ihre Fährten lesen. Ich war ihnen auf den Fersen, erkannte sie bereits aus der Ferne. Wenn das Licht günstig war, drehten sie sich um, fielen über mich her und zertrümmerten die Gedankenschränken. Der vollkommene Moment verschlang mich und verschluckte alles, solange er dauerte. Am Ende spie er mich zurück in meine Muster.

Nur im Bauch des vollkommenen, des idealen Moments durfte ich hilflos lebendig sein, mich zu Fehlern verleiten lassen und dabei auf mein Glück vertrauen. Mit den Zähnen knackte ich meinen Mandelkern und machte mich angstfrei. Endlich musste ich mir nicht mehr vornehmen, mutig zu sein.

Ich erklimme den Einfahrtshügel. Die Schuhspitzen meiner Sneaker rammen die Eisdecke. Jeder Schritt ein Tritt.

Hohe Fichten säumen die Steigung und bilden die Grundstücksgrenze.

Meine Arme rudern haltsuchend auf die Zweige zu. Wie ein Skifahrer in einem streikenden Schlepplift hänge ich an den Ästen, kämpfe gegen das Abgleiten, verbiete mir eine lustige Rutschfahrt zurück zum Haus und überwinde das Steilstück. Mit nassen Knien erreiche ich das Trottoir, klopfe mir den Schnee ab, hoffe, dass niemand meinen unsicheren Aufstieg beobachtet hat, und atme erleichtert auf, als ich die leeren Fenster sehe. Das Publikum hat sich in den Keller verzogen. Gut so.

Vorsichtig betaste ich meine Jackentasche, vergewissere mich, dass sie trocken und ihr Inhalt heil geblieben ist, bevor ich auf die Centennial hinaustrete und mich nach Norden wende.

Die Räumfahrzeuge haben die Straße längst aufgegeben. Seit Ende September hüllt sie sich in Schneemäntel von unterschiedlicher Beschaffenheit, edle Stücke aus Prismen und Plättchen. Straßenlaternen verzieren die Säume mit orangefarbenen Punkten. Ich balanciere auf einem imaginären Mittelstreifen vorwärts, ein dunkler Körper, der an erleuchteten Feldern entlangknirscht. Dann und wann tunke ich einen Finger in eine glitzernde Lichtpfütze, beobachte, wie meine harzverklebten Hände hell aufleuchten. Etwas weiter hinauf trifft die Centennial auf die Polar Road. Den Zusammenfluss der beiden Straßen markiert ein ententeichgroßes Plateau. Auf jener runden, dick mit Schnee beschichteten Asphaltfläche mache ich Halt und lege den Kopf in den Nacken. Über mir spannt sich die schwarze Haut des Raums; Sterne verstopfen ihre Poren.

Ich zerze die Pappschachtel aus meiner Tasche. Sternen- und Laternenlicht fällt auf die Box, die ich Derrick und seinem gefälschten Ausweis verdanke. »Erwerb ab 18« I...

Vorsichtig ziehe ich die Klarsichtfolie ab. Nur noch eine dünne, mit silbernem Aromaschutzpapier ausgelegte Schicht Pappe trennt meine klebrigen Finger von »25 Class A finest Canadian Filter Cigarettes«. Vor einem monochromen, dunkelblauen Grund stehen weiße Lettern stramm. Stolz und goldumrandet verkünden sie den Namen »EXPORT A medium«.

EXPORT As kommen nicht in Standardschachteln. Die Packungen sind länger, flacher und weniger kastenförmig, erinnern mehr an Kassettenhüllen. Der Deckel öffnet sich mit einem leisen Knackgeräusch, das mich an Milchtüten erinnert.

In meine Nasenhöhlen dringt ein würziger Geruch, ein bisschen wie Spekulatius. Ich stecke mir meine erste Zigarette zwischen die Lippen und zünde sie an. Essenzen aus Tabak, Harz und Schnee beträufeln den Moment; der Duft wird mir in Erinnerung bleiben.

Mein Atem verdichtet sich zu Rauch, tanzt und schlängelt vor mir her. Die Kälte krallt sich ins Graublau und hindert die violett gelöcherten Wolken am Verfliegen. Joshs Feuerzeug rutscht aus meiner Faust. Ich drücke es fester in die Handfläche und nehme den nächsten Zug. Um mich treiben die alten, nebligen Fetzen. Ich flicke sie mit einem Hauch.

Widerspenstig kommt sie mir vor, diese Zigarette, die ich mit den Lippen festhalte, an der ich sauge und ziehe, um ihr den Geschmack abzuringen. Sie kratzt im Hals und kitzelt in der Lunge, übt Vergeltung, indem sie mich zum Husten bringt. Jeder Atemzug öffnet ein rundes Glutauge.

Den Kopf weit zurückgelegt, ganz und gar grau verschleiert, blase ich Gott meinen Rauch ins Gesicht.

Plötzlich vertieft sich der Himmel. Ein Maul klafft, schwärzer als schwarz. Die Sterne stellen ihr Blinken ein, stürzen in den Schlund, der ihr Licht zermalmt und ihre Reste als grünblaue Flammen über den Bergen ausspeit. Durch die Risse der vormals schützenden Kuppel strahlt, flackert und leuchtet es auf mich herab. Unsichtbare Fingernägel ritzen geschwungene und gezackte Linien in die schwarzglänzende Nacht, hinterlassen lichterlohe Striemen. Mein Körper antwortet auf jeden leuchtenden Schwall mit einem Schaudern. Mit hängenden Armen und offenem Mund stehe ich unter den farbigen Flammenzungen, beobachte, wie sie lautlos an der Schwärze lecken. Die Zigarette erlischt unbemerkt, der Himmel brennt weiter.

Ich erstarre. Mein Kopf klebt im Nacken fest, die Füße werden taub.

So stehe ich, versponnen und still, bis schließlich Bewegung in meine Beine kommt, und meine Schritte den Schnee wieder zum Knirschen bringen.

Ich steuere hügelabwärts. Das Haus schaut mit gelben Augen zu mir auf. Mit 24 EXPORT As in der Tasche rutsche ich auf die Haustür zu. Ich taste nach dem Schlüssel und werfe einen letzten Blick nach oben.

Die Farben sind ausgebrannt; über Whitehorse wölbt sich ein Aschefeld. Die Nachbarn schlafen, als wäre nichts gewesen, als gäbe es kein erstes Mal.

»Mit der Heizung stimmt was nicht«, haben wir uns eingeredet und den immer neuen technischen Ratschlägen unserer Besucher so lange eifrig nickend gelauscht, bis wir die Tatsache nicht länger verleugnen konnten, dass unser Vermieter sie einfach abgestellt hat.

Ich sitze im Obergeschoss in der Kälte. Meine klammen Finger schreiben Briefe nach Hause. Briefe, die ich niemals abschicken werde, die geschrieben werden, um die große, weiße Vormittagslücke zu füllen. Der Füller steckt zwischen den erstarrten Fingergliedern, die zu dem empfindungslosen, kalten, bis zur Nasenspitze in eine gelbe Winterjacke gepackten Block gehören, der wie so oft den Schulweg, den Gang durch Kiesgruben und Waldstücke verweigert hat, der nicht stapfen, nicht einsinken, nicht rutschen will. Nur sein Geist bewegt sich. Nagende Schuldgefühle treiben ihn dorthin, wo das Schulgebäude lacht, gelb und warm wie die liebe Sonne, wo Lehrerlob und Gedankenspielchen (»Lernen«) den Vormittag ausfüllen. Ein kurzer Ruck fährt durch meine Wirbelsäule. Um ein Haar wäre ich aufgestanden.

Beinahe bin ich versucht, es mit dem Biest, das draußen in den Baumschatten lauert, aufzunehmen. Ich muss nur die Haustür öffnen, schon stürmt es mit voller Wucht herein, dringt mir durch alle Poren und hinterlässt eisige Spuren in den Nasenhöhlen. Ein Kampf um jedes Grad Körperwärme bricht aus. Meine Oberschenkelmuskeln mobilisieren jede Faser zum Angriff. Jeder Schritt ein Riss. Notprogramme werden hochgefahren. Ich begrüße freudig die Abgaswolken vorbeifahrender Autos. Sie sind warm. Haarsträhnen, die vorwitzig aus der Mütze kriechen, verwandeln sich in schulterlange Eiszapfen.

45 Minuten Fußweg für ein bisschen Wärme. 45 Minuten, um das zu erfüllen, was andere als meine Pflicht ansehen. 45 Minuten, um mein Gewissen zum Schweigen zu bringen. Aber nicht heute. Heute geht's wirklich nicht !...

Josh (überrascht): »Hey Lis'!«

Ich (froh): »Hey.«

Josh (mit einem Hauch von Besorgnis in der Stimme): »You're not at school?«

Ich (stolz und trotzig): »I'm not going.«

Leises Kopfschütteln. Er zögert.

»You wanna smoke something?«

Ich (aufgeregt): »Yes, sure!«

Joshs Erscheinen auf der Treppe verändert alles.

Zeit wird nebensächlich. Neben ihm lache ich über den Vormittag, der sich mit seinen Pflichten wichtigmachen wollte. Die Prioritäten haben sich geändert, der mahnende Zeiger der Uhr besitzt keine Autorität mehr. Niemand macht mir Vorwürfe wegen »Nichtstuns«. Ich erfülle meine wichtigste Aufgabe: Ich erlebe.

Dafür brauche ich kein Gewissen.

Die Zeit ist nicht länger die weiße Scheibe, das runde Auge mit dem Wimpernkranz aus Minuten, endlich zeigt sie ihr wahres, unteilbares, unermessliches, ewig überfließendes Gesicht. Das bis zum Ermüden wiederholte, gleichförmige Tick-Tack ist vergessen, von den Kirchtürmen schlagen die

Glocken im Takt meines Herzens. Mir ist feierlich zumute. Jetzt, jetzt bin ich lebendig!

Ganz von selbst gleite ich auf dem hellen Teppich die Stufen hinab, den Gang entlang und durch die Tür.

Bei Josh ist es immer warm. Die Sonne mag auf- und untergehen wie sie will, in seinem Reich verändert sich das Licht kaum. Dicht unter der Zimmerdecke ist ein winziges Fenster von der großen Amerika-Flagge verdeckt, dieser rot-weiß gestreiften, mit Sternen bestickten Augenklappe, die das Eindringen jeder Lichteinstrahlung verhindert. Schwarze Buchstaben aus der Spraydose beschmutzen die amerikanische Ehre und verkünden »American's suck«.

Nicht alle Hausbesucher können der Versuchung widerstehen, sich über den Apostrophfehler lustig zu machen, was regelmäßig für angespannte Stimmung sorgt. Dennoch bleiben Flagge und Fehler unverändert am Ort. Keine Scham, keine Korrektur.

An den übrigen Wänden hängen die üblichen Tripposter im DIN-A2-Format. Muster, Wellen, Kreise und Blubberblasen, farbige Strudel, aus denen magische Pilze und scharfzackige Hanfblätter wachsen. Das Berühren des Lichtschalters ist tabu. Joints und Pfeifenköpfe glimmen rötlich, Feuerzeuge flackern auf, das Licht der Wärmelampe im Wandschrank zeichnet dessen Ritzen nach und verrät Joshs Eigenanbau-Versuche, die allerdings an den Kontrollbesuchen des Vermieters scheitern sollten. Keines der empfindlichen Pflänzchen überlebte die Evakuierung und das darauf folgende Exil. Graham, ein Freund des Hauses, der sich bereit erklärt hatte, den Pflanzen Asyl zu gewähren, konnte ihnen nur noch beim Sterben zusehen. Der weißlich-violette Schrankritzenschein und die blaue, sich über die Möbel windende Lichtschlange sind die einzigen stetigen Lichtquellen.

Wir sitzen einander auf zwei Sesseln gegenüber. Ich inhaliere den Moment bis in die Spitzen meiner Lungenflügel und tauche ab, mitten in die bläulich dunkle Gegenwart. Meine Haut ist ein Schwamm. Jede Pore ist gierig, saugt alles, was sie kriegen kann, in sich hinein. Das Blut kreiselt und strudelt und kitzelt meine Adern, fließt kribbelnd durch alles Gewebe. Alles kreist.

Diese Finger zu kontrollieren, sie den Punkt, den ich anvisiere, treffen zu lassen, ist längst nicht mehr möglich. Ich gebe es mit Leichtigkeit auf. Meine Aufmerksamkeit gehört meinem Gegenüber, dem Zeitverschieber, dem Uhrenzertrümmerer, dem Helden für diesen Moment. Meinem Josh, den ich nicht teilen muss. Ich sehe ihn mit seinem abgewetzten grünen Thron verschmelzen und lasse mich anzünden, wieder und wieder, bis mein Kopf eine Flamme ist. Meine Gedanken bilden eine heiße Lache; sie fließt mir über Schultern und Brust, verklebt Sessel und Teppichboden, während sich die strengen schwarz-weißen Formen der gegenüberliegenden Wand auf mich zu bewegen. Die Poster wölben sich, tropfen von den Wänden wie bunte Schweißperlen. Mein Feuerkopf hat alles erhitzt.

Lass uns hierbleiben, einfach hierbleiben, lass uns Gesetzlose sein.

Wir kichern siegesgewiss. Ja, heute kommen wir davon! Heute sind wir allen weit voraus!

Das Triumphgefühl, nicht die zu sein, die ich hätte sein sollen, bläst mich auf.

»Der Mann im Mond ist tot!«, denkt es in mir.

Hier auf unserem neuen Erdtrabanten, in Joshs Zimmer, leuchten und glitzern wir unbestimmt, der Mann im Untergeschoss und ich. Zug um Zug werden wir leichter. Schwerelos machen wir uns auf und verlassen die vorgegebenen Bahnen, leuchten ein letztes Mal und sind weg. Weit weg.

Ich bin wach. Weißes Licht springt vom Schnee vor meinem Fenster und legt sich auf meine geschlossenen Lider. Es muss bereits später Vormittag sein. Vor etlichen Stunden habe ich mich achtlos in die Decken geworfen. Ich besitze kein Laken. Stattdessen überspannt eine bunte, aus quadratischen Flickern zusammengesetzte Wolldecke die Schaumgummimatte. Ein weiterer wolliger Lappen von unbestimmbarer Farbe und ein blauer Schlafsack mit glatter Oberfläche vervollständigen mein Bettzeug. Irgendwo in diesem Haufen liege ich, vollständig bekleidet mit Fleecehose und Winterjacke, und denke über die Nachteile des Wachseins nach.

Aus meiner Froschperspektive erscheint mir die angelehnte Schranktür gefährlich instabil. Sie hat sich von den Scharnieren befreit und fällt mir regelmäßig glücklich in die Arme.

Ein Blick hinauf zum Fenster lässt mich die Schranktür vergessen, denn auch mit dem Fenster stimmt was nicht. Die Eisschicht ist dicker geworden. Ich hatte einmal die Hoffnung, das Eis würde den Fensterspalt abdichten, die Fuge sauber schließen wie kaltes Silikon. Weit gefehlt. Die Eisschicht schwillt Nacht für Nacht an, hat längst den Spalt, das Holz und Teile der Scheibe überwuchert. Ein bössartiger Eistumor, der in mein Zimmer einfallen will, sich gegen den Rahmen stemmt und das Fenster jeden Tag ein Stückchen weiter aufdrückt.

Ich schiele nach links. Dort haben die Jahre an der Zimmertür gerüttelt. Jetzt ist der Knauf defekt. Lose Schrauben mühen sich, ihn an Ort und Stelle zu halten. Drehen lässt sich der Knauf längst nicht mehr. Er hängt nur so da, lust- und kraftlos. Dass er seinen Zweck nicht erfüllt, interessiert niemanden.

Der Raum ist unverschließbar, unversiegelbar, lässt alles rein und alles raus.

Vorsichtig schiebe ich Nase und Mund aus der Jacke. Glitzernde Nebelschwaden wabern durch den Raum. Ich habe Mitleid mit meinem Atem, den ich so unbarmherzig aus seiner warmen Höhle zwingen, an die Luft setzen und grausam erfrieren lasse. Unbeweglich verharre ich in meinem Deckenkokon und atme gnadenlos weiter. Mitleid hin oder her.

Da ich stets versuche, so wenig Zeit wie möglich in diesem Provisorium von Zimmer und seiner einsamen Langeweile zu verbringen, benötige ich auch kein Ritual, das mir vom Lager aufhilft. Das Aufstehen kostet mich nicht die geringste Überwindung.

Oben ist alles ruhig. Der schlafende Blake presst die Sofapolster zusammen wie Trockenblumen. Er fließt über die Ränder des Möbels, seine Armmasse verschmilzt mit dem Boden. Röchelnd vergräbt er sich in seinem warmen, schützenden Fett. Er braucht keine Decke.

Neben ihm Gekrümel aus einer leeren Chips-Tüte, zwei Gabeln pflügen den Teppich. Auf dem Couchtisch leuchten gelbe Maccaroni-Reste im rostfreien Kochtopf.

Es ist 11 Uhr. Zu spät für die Schule, zu früh für alles andere. Um die Gewissensbisse wegen der inzwischen angehäuften Fehlstunden zu mildern, konzentriere ich mich auf das Wesentliche: den Erhalt der Körpertemperatur. Dazu begeben sich in die Küche und schalte den Backofen ein. Dann drehe ich ungeduldige Runden um den schnarchenden Blake, steige so lange die zwölf Treppenstufen auf und ab, bis Ofen und Füße warm sind. Schließlich lasse ich mich vorsichtig auf unserem einzigen, gefährlich kippligen Küchenstuhl nieder, öffne die Klappe und strecke Hände und Gesicht dem

heißen, schwarzen Viereck entgegen.

Nicht lange und ich bekomme Gesellschaft. Bernies blasses Gesicht taucht aus dem Untergeschoss auf. Wir nicken uns zu. Er geht neben mir in die Hocke, bereit, die rettende Wärme des gütigen Ofenlochs zu empfangen, krempelt die Ärmel hoch und zeigt seine Handteller. Ich folge den dünnen, langen Zweiglein am Ende seiner Handflächen mit den Augen, wandere seine bleichen Arme entlang, über kugelige Gelenke und spitze Ellbogen. Erst jetzt bemerke ich die schmerzende Leere, die gegen meine Rippen drückt. Wie lange liegt meine letzte Mahlzeit zurück? Habe ich vergangene Woche überhaupt irgendetwas gegessen, was man als »vernünftig« bezeichnen würde?

Ich ziehe meine Hände aus der Wärme, stehe auf, gehe zum Kühlschrank und stelle fest, dass unser Vorrat an Ready-to-bake-Teig fast vollständig aufgebraucht ist.

Bernie und Graham, unsere besten, aber auch am wenigsten zahlungsfähigen Stammgäste, hatten uns kurz vor Weihnachten, um einen Teil ihrer Schulden bei Josh zu begleichen, mit einer großzügigen, aufbackbaren Spende bedacht. Graham, damals noch Angestellter im »Super A Supermarket«, schleuste Bernie durch den Lieferanteneingang ins Lagerhaus.

Gemeinsam beluden sie einen Einkaufswagen mit allem, was ihnen unter die Finger kam, und rasten mit ihrer Beute die Centennial entlang, zwei Jungs, die hinter einer wackeligen Karre her um ihr Leben sprinteten. »Josh's house« empfing die heimkehrenden Raubritter voller Euphorie.

Später erst stellten wir fest, dass der Wagen zu zwei Dritteln mit 30 Zentimeter langen Papprollen gefüllt war, deren Inhalt von der Firma »Pillsbury« als »Ready-to-bake Sugar Cookies« mit »Holiday-Motiv« beworben wurde. Der Supermarkt hatte sich augenscheinlich verkalkuliert. Die Nachfrage nach Fertigteig mit »Christmastree«- bzw. »Reindeer«-Motiven war in dieser Adventszeit geringer ausgefallen als im Vorjahr. Nach den Feiertagen drängelten sich Dutzende übriggebliebener Rollen ängstlich in der Lagerhalle zusammen und erwarteten ihre letzte Deportation. Bernie und Graham retteten den Teig vor dem sicheren Müllkippentod.

In den folgenden Wochen setzte sich unser Hauptnahrungsmittel aus 6 Gramm Fett, 15 Gramm Kohlenhydraten, 8 Gramm Zucker und einem Gramm Protein zusammen. »10 Minuten vorheizen, 9 Minuten backen«, stand auf der Packung.

Unsere Geduld endete stets weit vor der 9-Minuten-Grenze. Lieber verbrannten wir uns die Finger oder sparten uns die elendige Warterei ganz, indem wir den Teig direkt aus der Packung aßen. Das Gefühl von rohem Teig, zäh und kühl auf der Zunge, die man sich bei einem abgebrochenen Backversuch verbrannt hat; Joints, die nach Zucker schmecken, von fünf Paar klebrigen Daumen und Zeigefingern gehalten; süßlicher Marihuana-Nebel mischt sich in die unvermeidliche schwarze Rauchwolke über dem Ofen. Scheiß auf krebserregend.

Heute Morgen kündigt der Kühlschrank Zeiten der Dürre an.

Vorsichtig schneiden Bernie und ich ein paar hauchdünne Scheiben vom Plätzchenteig. Um Josh eine kleine Chance auf etwas im Magen zu lassen, halten wir die angegebene Backzeit ein, volle 9 Minuten. 9 Minuten für Josh, um den Geruch wahrzunehmen und aufzustehen. Seine Frist läuft ab. Auf der Treppe bleibt es still. Wir werfen uns kleine, erleichterte Blicke zu.

Hastig machen wir uns über das Blech her, lassen keinen Krümel übrig und keinen Finger unabgeschleckt.

12 Uhr. Die Zeit will nicht vorbeigehen. Wir sollten was rauchen.

Rauchen und auf den Abend hoffen.

## 19.

Das Gefühl, das die Erinnerung an ihn wachruft, ist stiller geworden. Der Stoff hat sich abgenutzt, auf dem sein Gesicht, seine Bewegungen und alle Bilder, in denen er auftauchte, aufgetragen sind. Was einst feste Baumwolle war, ist heute zart wie Seide. Der Kragen ist ausgeleierte, unter den Achseln und an den Seitennähten klaffen erste Löcher.

Unzählige Male bin ich in diese Erinnerung geschlüpft, habe sie manchmal tagelang nicht ausgezogen, wollte sie spüren, sicher versteckt unter der Alltagskleidung, wie eine zweite Haut. Die Vergangenheit gehörte mir allein.

Erst jetzt, zehn Jahre später, will ich retten, was noch zu retten ist, und webe ein Tuch aus Worten, umhülle die Überbleibsel, packe sie fest ein, verlasse mich auf die Tragfestigkeit der Sätze und übergebe ihnen die Reste dessen, was mir lieb ist.

### *Bernie.*

Ein Name ist immer ein guter Anfang. Erst einmal den Namen eintragen, schützen, sichern. Bernie hat gleich mehrere. Sein Vorname ist eigentlich Ryan. So haben ihn seine Eltern getauft. Dass sie ihn zu Hause mit seinem Familiennamen »Bernie« ansprechen, halte ich für wenig wahrscheinlich. Für mich dagegen klingt »Ryan« wie ein Fremdwort. »LDB« (»little dirty Bernie«) oder »Burn-out« (in Bezug auf Bernies chronischen Geldmangel und damit seiner Unfähigkeit, Rauschmittel zu erwerben und zu konsumieren) sind mir dagegen durchaus geläufig.

Der Junge mit diesem Namen ist 6 Fuß lang, hellhäutig und blauäugig. Da Bernie seine Haartracht mit der Sorgfalt eines gläubigen Hindus verbirgt, habe ich ihn nur ein einziges Mal ohne Mütze gesehen, und kann daher über Farbe, Länge und Beschaffenheit seiner Haare kaum Angaben machen. Ein paar vereinzelte blonde oder dunkelblonde Strähnen fallen manchmal unabsichtlich aus seiner Kopfbedeckung bis zu den Wangenknochen. Will man ein Stück Bernie-Haut zu Gesicht bekommen, muss man lange warten. Irgendwo unter den vielen Lagen, dem Parka mit den großen Taschen, den Band-T-Shirts und den breiten Jeans verbirgt sich ein zartes Gewebe, das friert, fühlt, atmet und leidet, das erröten kann und berührt werden will.

Einmal, er war gerade dabei, sich aus seinen T-Shirts zu pellen, sah ich klar und deutlich seine Rippen schimmern, Reihe um Reihe rundherum gebogen bis zur Wirbelsäule. Für einen kurzen Moment trafen sich unsere Blicke, mein Schreck und seine Scham mussten einander ertragen, bis die Zeit weiterlief und den Eindruck verwischte. Die XL-Schicht nahm wieder ihren Platz ein, und die Jungs von TOOL standen schützend vor dem, was nach 8 Monaten ohne feste Bleibe von Bernies Brustkorb übrig geblieben war. 15 Kilo Gewichtsverlust hatten ein hartes, knochiges Mahnmal der Entbehrungen hinterlassen. Schockiert begriff ich sofort, dass er mehr überlebte als lebte, dass seine

»Funktionskleidung«, sein perfektioniertes Zwiebelschalenprinzip weit mehr leisten musste, als nur wind- und wasserdicht zu sein, dass sie ihn nicht nur gegen Kälte isolierte, sondern auch seine Magerkeit verbarg, und überdies die Versorgung mit allerhand Überlebensnotwendigem gewährleistete ...

Hosen und Shirts mussten weit sein. So weit, dass er mehrere Lagen neuer Klamotten drunterziehen und unauffällig das Geschäft verlassen konnte. Die Taschen seines Parkas boten genügend Stauraum für geklaute Fruchtgummis und Getränkedosen. Das klappt einmal, zweimal, hundertmal und wird erst dann zum Problem, wenn man darauf angewiesen ist. Ein hungriger Magen rechnet nicht mit Supermarktangestellten, die im Kühlraum hinter den Milchkanistern nach Dieben Ausschau halten.

Markt-Verbote und Anzeigen häuften sich. Es blieben jetzt nur noch die Tankstellen und die überall erhältlichen »fat-freepigs«-Fruchtgummis, die flach und anschmiegsam und einfach zu klauen waren; kleine Schweinchen, die nicht ausliefen oder schmolzen, auf deren rosa Farbe und sattes Grinsen stets Verlass war.

Bernies Rippenbögen bezeugen sein absurdes Leben. CDs und Stereoanlagen und nichts im Magen. Sündhaft teure Jacken und Hosen und nichts zu Beißen. Snowboards und Skateboards und kein Zuhause.

Ein Dach über dem Kopf ist das einzige, was er nicht stehlen kann.

Ich erinnere mich, wie er morgens um halb 5 bei uns anklopft. Wieder einmal hat er vergeblich die zwei Stunden Fußmarsch bei minus 30 Grad Kälte auf sich genommen, um an eine andere Tür, deren Schloss längst ausgewechselt ist, zu klopfen. Wiederholtes Klingeln und Klopfen und Bitten. Die Eltern verbarrikadieren sich hinter dem dicken Holz, ihre aufgebrauchten Stimmen tönen dumpf. Zwei Stunden Stapfen, um abgewiesen, um weggeschickt zu werden. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich auf den Rückweg zu machen. Er setzt die Kopfhörer auf. Cradle of Filth begleiten ihn bis zur Centennial. Vor unserer Tür schwebt ein blasses, schmales Oval in der Morgendämmerung. Ein Kindergesicht, bartlos, mit kleinem Mund und tiefblauem Blick. Halberfroren wankt mir der Junge entgegen. Aus den Kopfhörern sickern Schmerzensschreie.

Die Kopfhörer! Bernies musikalische Ohrenschützer. An einem der vielen Vormittage vor dem Backofen krönt er mich wortlos mit einem schwarz-roten Exemplar, schaut mir ins Gesicht und drückt Play. Ich bemerke noch, wie er den Mund verzieht, um ein Grinsen zu unterdrücken, dann wird es laut.

Da ich meine eigene Stimme nicht mehr hören kann, versuche ich, mit den Lippen den Bandnamen TOOL zu formen. Bernie bestätigt es mit einem Nicken. Ich höre M. J. Keenans Stimme:

»Eine halbe Tasse Staubzuckerein Viertel Teelöffel Salz eine Messerspitze türkisches Haschisch ein halbes Pfund Butter ein Teelöffel Vanillezucker ein halbes Pfund Mehl einhundertfünfzig Gramm gemahlene Nüsse ein wenig extra Staubzucker ■... und KEINE EIER

in eine Schüssel geben Butter einrühren gemahlene Nüsse zugeben und den Teig verkneten

augenballgroße Stücke vom Teig formen im Staubzucker wälzen und

sagt die Zauberwörter simsalbimbamba saladu saladim

auf ein gefettetes Backblech legen und bei zweihundert Grad für fünfzehn Minuten backen und KEINE EIER bei zweihundert Grad für fünfzehn Minuten backen und KEINE EIER bei zweihundert Grad für fünfzehn Minuten backen und KEINE EIER«

Der fremde Sound trifft mich unvorbereitet, und ich erkenne meine Muttersprache erst nach drei oder vier Sätzen wieder. Verwirrt sitze ich da, trage Bernies Krone und lausche der Wiedergabe eines Backrezepts. Bevor ich fragen kann, was das soll, hält er mir das CD-Cover vor die Nase und sein unterdrücktes Grinsen nicht länger zurück. Mit dem Zeigefinger tippt er auf Lied 10: »Die Eier von Satan«.

Ich muss lachen. Lachen und übersetzen und das Rezept aus dem Booklet vorlesen. Natürlich mit besonders tiefer Stimme und extra-harten Konsonanten. Ich bin glücklich.

2 Uhr früh. Ich sitze auf dem Fußboden, den Rücken gegen die Wand gepresst. Die verschiedenen Stimmen im Nebenzimmer werden jetzt endlich weniger.

2.45 Uhr. Die Schritte auf dem Gang werden häufiger. Die letzten Kunden stolpern über die Treppen, schlagen Haus- und Autotüren zu.

Ich zähle bis 100 und reise in den achten Monat des Jahres 1989, atme die hitzegeschwängerte Luft und blinze gegen die pralle portugiesische Sonne, die auf das Dach des Reisebusses knallt, in welchem mein Großvater mir die Zahlen erklärt. Kopfsteinpflaster und Schlaglöcher schütteln meine mühsam arrangierten Ziffern durcheinander. Die 87 ist die schwerste Zahl. Sie erweckt noch immer das Bild der gelben, sandbestäubten Busfenster. Die 100 schleudert mich zurück über den Atlantik. Meine Flugzeit beträgt zwei Silben. Zehn Jahre älter lande ich im Keller der Centennial, rapple mich auf und schleiche aus dem Zimmer.

Mit angehaltenem Atem, alle Sinne angespannt, stehe ich lauschend vor Joshs Tür. Das Haus knackt leise mit seinen hölzernen Gliedern. Draußen foltert der Mond eine winterstarre Landschaft mit scharfen Glitzersplittern.

Wir sind hier unten tatsächlich allein.

Ich atme leise und flach. Ich greife nach den Gürtelschlaufen und ziehe die Jeans nach unten, bis kurz übers Schambein. Dann öffne ich die Tür.

Die Glut der blauen Lichtschlange ist noch nicht erloschen. Josh liegt auf seinem Schlafsack. Er ist wach.

Überrascht stützt er sich auf den Ellbogen und wirft einen fragenden Blick zu mir hoch. Wortlos lege ich die rechte Hand auf den Türrahmen. Joshs Blick verfängt sich in meinen Fingern. Mit seinen Augen am Zügel wandert meine Hand vom Türrahmen in Richtung Taille, hält kurz inne und streicht dann weiter, dem Hüftknochen entgegen. Ich ertaste den Saum des Sweatshirts, greife nach der Naht. Schnell und leicht ziehe ich mir den Stoff über den Kopf. Ein Post-it aus Baumwolle segelt neben mir zu Boden. Die neue Seite fleischfarben. Mit nacktem Oberkörper stehe ich da, schiebe die Füße aneinander und bewege die Hüften. Eine Meerjungfrau in Jeans, angestrahlt vom neonblauen Tiefseeleuchten. Zwei kleine Rundungen zeichnen zarte, kreisförmige Beschwörungsformeln ins Dunkel.

Schließlich breche ich den Bann.

Mein Lächeln hebt die Hypnose auf. Ich bücke mich nach dem Kapuzenpullover, kehre dem Blau den Rücken und verschmelze mit der Dunkelheit.

Gleich darauf liege ich eine Tür weiter auf dem Schaumgummi und höre mein Herz pochen.

Josh hatte mich in all seiner charmanten Dreistigkeit am Vorabend um diese Vorstellung gebeten. Eine Bitte, die ich zunächst mit einem ruppigen »In your dreams!« abschmettete und doch !... Die Sache reizte mich. Den ganzen Tag über wollte mir dieser unverschämt direkte und zugleich ziemlich mutige Vorschlag, dessen Folgen ich nicht überblicken konnte, nicht mehr aus dem Kopf gehen.

Es ging um mehr als nur um Brüste-Zeigen, das war klar.

Plötzlich war da jemand, der mich überraschte, herausforderte und vor allem nicht langweilte.

Das musste belohnt werden.

## 21.

Josh: »I told Sam.«  
Ich: »Told him what?«  
Josh: »About us.«  
Ich: »You – oh. Oh fuck █... I mean – WHY?  
Why the fuck would you do that?«  
Josh: »He's my friend.«

In einer düsteren Ecke meines Schädels schwirren die Fetzen einer traurigen Telefonstimme. Die Stimme gehört Sam. Der Hörer glitscht durch meine feuchte Handfläche, drückt gegen hochrote Ohren. Lahme Rechtfertigungsversuche rauschen durch die Sprechmuschel. Wir verhalten uns zivilisiert. Kein Toben, kein Schreien, nur die gängigen Notlügen. Am Ende überlasse ich Sam das letzte Wort und das erste »Klick«.

Der Hörer tutet mich an. Ich denke erleichtert »Freizeichen«.

Es muss Freitag gewesen sein. Der driveway ist komplett zugeparkt, Kunden fliegen ein und aus, bienenemssige Geschäftigkeit auf allen Stockwerken. Ich kann ohne Altlasten ins Wochenende starten, in mir glasklare, scharfgezeichnete Freiheit. Destillierte Freude, die ich in kleinen Gläsern weiterreiche. Schrilles Lachen und feuriges Wasser verbrennen mir den Rachen. Mein Atem bringt die Joints zum Glühen.

Ein grellgefärbter Haarschopf, großgewachsen namens Steve, verfolgt mich bis in Derricks Zimmer. Wir sind neugierig aufeinander. Meine Finger zerzausen ein Orange, das an Wachsmalstifte und krakelige Gestirne auf Kinderzeichnungen erinnert. Geschickte Hände drapieren mich aufs Bett. Münders und Gürtelschnallen haften wie Magneten aneinander. Plötzlich platzt Licht ins Zimmer. Es ist Derrick.

»You guys aren't fucking on my bed, are you?«

»No! No, we were just █...«

Wir torkeln ins Helle. Ich halte mich tapfer aufrecht.

Das Haus ist ein mintgrünes Schiff. Tief unter mir schwanken die Planken. Der Wind biegt den Mast, die Aussicht verschwimmt. Mir schwindelt. Ich klettere vom Ausguck, begrüße die Mannschaft am Oberdeck. Sie sollen mit mir feiern! Trinken wir auf die Ungebundenheit! Der german sailor segelt wieder! In diesem Hafen ein Steve, im nächsten ein Josh. Sie winken mit den Taschentüchern und sehnen meine Heimkehr herbei █...

Aber bald schon verfinstert sich der Himmel. Gewaltige Brecher schleudern mich durch den Flur. Der Sturm knickt mir die Beine. Auf Knien rutsche ich über das beigefarbene Teppichsegel, stürze in Wellentäler. Kann nicht gehen, nicht sprechen, singe keine Seemannslieder mehr.

Ein zentnerschwerer Balken begräbt den Rest der Nacht. Mit äußerster Anstrengung versuche ich, das schwarze Ding hochzuhieven. Der dunkle, massive Block rührt sich keinen Zentimeter. Ich gebe auf, glätte meine Stirn und versuche es anders. Auf der Suche nach Namen und Daten durchwühle ich mein

Zettelarchiv. Tief unten im zweiten Schuhkarton werde ich fündig. Trotz meiner abenteuerlichen Wochenendseefahrt muss ich am Montag darauf irgendwie den Weg zur Schule gefunden haben. Den blaukarierten, mit Datum versehenen Beweis dafür habe ich vor mir liegen. Auf dem Blatt wechseln sich zwei Handschriften ab, die eine kugelschreiberblau und rund, die andere tintenschwarz und nach links geneigt.

Die Verfasserin der himmelfarbenen Zeilen heißt Kat. Die schwarzen Antworten stammen von mir.

Blau: I heard you were going out w. Sam & then fooled around with 2 other guys – xxx & Steve or something. One of the guys you live with anyways. True?

Schwarz: True. BUT (!) I told Sam that I don't take this relationship too seriously ■... I think he didn't get my point. He is sooo mad at me! But it was still worth it (– especially Steve ■...)

Blau: Yeah, that's what I heard. + WOW! Girl you got it going on! So what's the boy-plan now? Steve, xxx or Sam?

Schwarz: I don't know. I think I should take a break ■...

Blau: By the way ■... the Derrick guy you live with is scary (very)!

Dann klafft eine große Lücke. Die Karos sind leer, das Papier schweigt. Offenbar wurde der Dialog mündlich fortgeführt. Erst am unteren Seitenrand meldet sich das Blau wieder zu Wort:

Oh, that sucks. So you guys aren't talking at all?

Ouch!

Ich wende das Blatt. Auf der Rückseite verkündet der Füller mit tiefschwarzer Stimme: Sam is a really nice guy, but he can't kiss at all!

Woraufhin der Kugelschreiber ein bestätigendes »Bad kissers are the worst!!!« brüllt.

Die restlichen Ereignisse des Wochenendes wehren sich weiterhin gegen ihre Rekonstruktion. Sie wollen unter sich bleiben und verbergen sich hartnäckig.

Sonntag.

Forschende und besorgte Blicke. Schwester und Schwager sind ja nicht blind. Sie sehen die leeren Flaschen und Dosen und die Ringe unter meinen Augen; sie kennen den süßlichen Geruch, wissen, was er bedeutet.

Die Lunte brennt bereits. Ich weiß, dass sie hinter meinem Rücken mit Deutschland telefonieren, Krisengespräche führen, Pläne schmieden ■... Aber so leicht werd ich's ihnen nicht machen.

Ich hülle mich in eine Wolke aus Freundlichkeit. Treuherzig lächelnd steige ich ins Auto und verschiebe die offene Rebellion. Wir fahren zur Kirche. Ich schmiege Schultern und Schenkel an die rechte Seite meiner Schwester. Wie gerne ich neben ihr sitze ■...

Ich will sie nicht verletzen ■... Wie warm ihre Hand ist ■... Ich will kein Grund zur Sorge sein ■... Wie gerne ich sie singen höre ■... Sie ist der letzte Rest Heimat.

Ich will mich nicht entscheiden müssen.

Pastor Leroy begrüßt mich. Fester als nötig drückt er meine Hand. Sein Blick wandert prüfend über meine Züge. Die misstrauischen Schlitz hinter den Brillengläsern wissen längst, was Sache ist. Ich kämpfe gegen den Drang, mein Gesicht hinter Händen, Haaren oder Gesangbuch zu verstecken, und zwingen mich zu lächeln. Verkrampft passe ich mich der Gemeindeherde an, versuche, nicht hervorzustechen, sondern unsichtbar zu werden. Aber die Haut, diese verdammte Schafshaut, sie will mir nicht mehr passen. Überall blitzt es verräterisch hervor, das Neue, das Wilde, das Verbotene. Ich ziehe und zerze an der Wolle – vergebens. Mein Geheimnis ist mir anzumerken.

Was, wenn alles auffliegt, hochgeht, platzt?

Ich will keine Zerstörung, keine Scherben, keine Einschnitte.

Oder doch?

Ich will es und will es nicht.

Lasst mich doch pendeln zwischen Geborgenheit und Freiheit, Pflichterfüllung und Rebellion, Frömmigkeit und Ketzerei, zwischen Kind und Frau, Askese und Exzess, Wahrheit und Lüge ■... Wie kann »mein Ja ein Ja, mein Nein ein Nein« sein, wenn ich doch bis zum Scheitel in die Fülle des Moments getaucht sein will?

Sie lassen es nicht zu, wollen den vollkommenen Moment ver■hindern.

Verzweifelt und wütend, gefügig und widerwillig, erregt und verwirrt stehe ich in dem dünnen Geklimper des Klaviers, ein halbes Schaf mit aufgerissenen Augen und Ohren. Die alte Dame nimmt die Füße von den Pedalen, die letzten Töne versickern. Pastor Leroy erhebt seine Stimme:

»One of the greatest accusations thrown at many christians is hypocrisy!

Have you ever looked under a microscope? You always see a lot more than you could ever see with the human eye. Today I want to put Judas under the microscope.

In Judas, we see a man with a mask. His life was counterfeit.

He shows us just how close a person can get to Jesus and not be a christian. It is sadly possible to be associated with Jesus, to hear his gracious words, witness his wonderful works, yet refuse him

our hearts allegiance and be ultimately lost ■...

›the son of man goeth as it is written of him:

but woe unto that man by whom the son of man is betrayed!

It had been good for that man if he had not been born! Matthew 26.

Judas is a tragic example of lost opportunity. He is the epitome of wasted privilege. In order to betray Jesus he had to literally climb over every obstacle that Jesus put in his way.

Repeatedly we can see how Jesus was reaching out to Judas. He knew the deal had already been made to betray him, but he uses the passover meal as one last chance to appeal to the soul of Judas.

He dipped the bread in the bowl and offered it to Judas – It is not too late yet, he does not have to go through with his betrayal!

He took the bread, but he refused to turn back to the master!

John 13 says:

›Now, after the piece of bread, Satan entered him. Then Jesus said to him »what you are going to do, do it quickly.«

Having received the piece of bread, Judas went out immediately.

And it was night.‹

Notice where Judas went: He went into the darkness! He went out and it was night! Darker than he thought! It was not only night as Judas left that room, but it was lights out for Judas!

Satan entered his heart, but he could not have entered had not Judas opened the door ■...

Sin never delivers what it promises. When you cooperate with Satan, you pay dearly!

The next time we see Judas, his conspiracy of betrayal reaches its culmination.

The bible says:

›And while he was still speaking behold a multitude, he, who was called Judas, one of the twelve, went before them and drew near to Jesus to kiss him. But Jesus said to him, »Judas, do you betray the son of man with a kiss?«

Jesus was arrested and led away to trial where he had been condemned to die.‹

Oh how he fell! How could it have happened? How could one with so much promise and potential fall to such depths? How could Judas have fallen so low?

He was blind, folks, blind! Blind to the plan of god, blind to his real need; his eyes were blinded to who Jesus was, to what Jesus offered! He was greedy for material wealth, for recognition from men; he wanted power and possessions, he wanted a price! He would betray the Lord for the right price! His desire was toward sin!

His life, folks, his life was without hope.

His soul was doomed due to his rejection of the savior. His heart was empty; his heart was deserted! And because of the emptiness of his heart Satan moved in.

But that's not the end of the story.

The bible says:

›Then Judas, his betrayer, seeing that he had been condemned, was remorseful and brought back the

thirty pieces of silver, saying »I have sinned by betraying innocent blood« ...»

Of course he was remorseful!

But remorse is not the same as repentance! Remorse without repentance only leads to despair. He threw down the pieces of silver in the temple and departed. He was in a hell of his own making, repeatedly hammered by his own mind for what he had done. Sin always brings guilt and Judas' sin brought him unbearable misery. He had a conscience, he recognized his sin! But his repentance was that of remorse, of despair, and of death. He went and hanged himself.

No amount of remorse can save anyone. Even if we realize our sin, our sorrow can not redeem us. Although Judas tried to undo what he had done, it was futile ... He did not seek the forgiveness of god. He did not cry out for mercy. He did not seek deliverance from the power of sin. Instead, he tried to fix it himself.

Ultimately he tried to silence his conscience by taking his own life. He went to his chosen destination. He went to his own place. He went to hell!«

Am Nachmittag stehen wir zu dritt auf dem Parkplatz von Tim Horton's. Der Himmel ist klar. Wir lassen uns von Sonne und Schnee blenden und schlürfen zuckrigen Cappuccino aus Pappbechern.

Ich darf auf der Fahrerseite einsteigen und ein paar Übungsrunden durch die Stadt drehen. Als es dunkel wird, fahren wir zurück nach Porter Creek. Pastor Leroys Stimme begleitet alles, was ich wahrnehme:

»In Judas we see a man with another love. A secret love ...

Have YOU got a secret love?

As we come before a god whom nothing is hidden, let us confess our secret sins!«

Der Wagen rollt die Centennial entlang, wird langsamer, steht still. Im gelben Schein der Innenraumleuchten lächeln wir uns ein letztes Mal an. Ich steige aus. Unten warten die Jungs.

## *September 2010*

Ich muss meine Aufzeichnungen für eine Zeit unterbrechen.

Ich halte das Schreiben nicht aus.

Kein Wunder. Die alten Fragen quälen mich.

An Tagen, an denen der Blick nach innen misslingt, werden sie besonders laut.

Plötzlich bin ich auf die Außenseite meiner Augäpfel angewiesen, muss durch die zwei Frontscheiben mit der Bindehaut, dem kleinen Rest Nickhaut, den Wimpern und der braunen Iris gucken und mich mit bedrohlichen Aussichten konfrontieren.

Sonst versuche ich, diese höchst unangenehme Art des Sehens zu vermeiden, verlasse mich auf die Rückseite meiner Augäpfel, mein »inneres Auge«, dessen weitgeöffnete Pupille mich alles sehen lässt, was dort archiviert ist:

Bilder in erinnerten Farben. Bilder in Worte gebannt. Ein Gewimmel Tausender Lettern, die sich formieren und einstmals Gesehenes nachbilden.

Was ich suche, findet mich.

Meine Finger werden zu Dienern der Erinnerung, tippen ihren Text.

Endlich beschäftigt!

Dankbar huschen sie über die Tasten ■...

Aber nicht heute. Heute ist einer der verdammten, vernebelten Tage, an denen alles schweigt. Ein Tag, an dem lediglich die Glieder erwachen. Kribbelnd stehen sie von mir ab, zucken unbeherrscht wie bei einem brüllenden Neugeborenen. Darüber die bleierne Kopfkugel voller Nebel.

Auferstehung der Menschheit, Auferstehung der Stadt, der Zeit, der Zukunft. Fett und grell steht mein Leben vor mir, will verglichen sein mit anderen Leben und schneidet dabei schlecht ab. Laut erhebt es Anklage gegen mich, weil ich »nichts daraus mache«, weil es meine Schuld ist, dass nichts daraus wird, und weil ich es bin, die es brachliegen lässt.

Die Erosion nimmt immer größere Ausmaße an. Letzte Reste von Lebendigkeit werden weggewaschen und ausgeschwemmt. Für all das bin ich selbst verantwortlich.

Zusammengekauert warte ich darauf, dass der Nebel fällt, dass es aufklart und die Erinnerungen wiederkehren.

Ein bisschen will ich noch weiterleben. Ich bin zu angefüllt mit Worten, um schon zu gehen.

Mir ist klar geworden, dass ich keine andere Möglichkeit mehr habe. Ich muss mich darauf konzentrieren den Worthaufen abzutragen. Es wird keine Ruhe sein in mir, bis nicht der letzte Buchstabe seine richtige Stelle gefunden hat. Ich habe keine andere Aufgabe.

Die Warum-Fragen schmerzen nicht länger. Übrig bleibt nur die Angst vor der Stille und den aufziehenden Nebeln, die mich blind machen für den Sinn des Ganzen.

Ich hielt mein Schreiben irrtümlich für eine Laune; ein Begehren, das so schnell erlöschen würde wie es aufgeflammt war. Inzwischen weiß ich, dass ich nicht schreibe, um mir Vergangenes wieder zu vergegenwärtigen. Es geht auch nicht darum, mich für die Zukunft meiner selbst zu versichern. Ich erforsche nichts. Die Geschichte ist da. Sie lässt mich weder leben noch sterben. Neben dem Schreiben duldet sie nichts. Sie fordert meine Mitarbeit bis zum letzten Punkt. Ihr Schluss wird das Ende meiner Pflichten sein.

**31.12.2000**

Ich weiß nicht, aus welchem elterlichen Schrank diese Kristallgläser stammen. Irgendjemand hat sie – darauf bedacht, auch das kleinste Klirrgeräusch zu vermeiden – spitzfingrig, behutsam und höchst vorsichtig in einen mit Socken und alten Zeitschriften ausgepolsterten Rucksack gepackt. Vermutlich heute Morgen, als der Rest der Familie noch friedlich schlummerte und die Gelegenheit günstig war.

In der Centennial hausen räuberische Elstern. Sie machen reiche Beute und fliegen auf direktem Weg ins mintgrüne Vogelhäuschen zurück, wo Raubzug und Neujahr gebührend gefeiert werden.

Die Stimmung ist aufgepeitscht. Fiebrig glänzende Augenpaare versammeln sich um den Küchentisch. Ich bin in Seemannslaune.

Jeder zweite ist ein Magier, ohne Zylinder zwar, dafür mit brauner Papiertüte, aus der knisternd

und mit Verschwörermiene Flaschen verschiedener Formen gezaubert werden. Ein besonders schönes Exemplar mit schwarz-goldenem Etikett, mehr Flakon als Flasche, streckt mir den Hals entgegen: 750 ml flüssiger Bernstein.

Tiefes, volles Gold. Warmes Schimmern und rötliches Glühen zwischen Glaswänden: »Canadian Club, aged 12 years«.

Ich baue eine Reihe aus sechs Kristallgläsern vor mir auf, fühle die Schwere der dickbödigen Tumbler und die Kanten des Schliffs, registriere die feinen, im Glas eingeschlossenen Luftbläschen. Dann entsichere ich den Canadian.

Kampfeslustig stehe ich da, die geladene Whiskyflasche in der Rechten und werfe einen letzten, herausfordernden Blick in die Runde, bevor ich sechsmal gleißendes Gold ins Kristall abfeuere.

Die Mutterflasche und ihre sechs Kleinen stehen vor mir stramm.

Ich fange links außen an: Linke Hand – erstes Glas, rechte Hand – zweites Glas, linke Hand – drittes Glas, rechte Hand – viertes Glas, linke Hand – fünftes Glas, rechte Hand – letztes Glas; der Rhythmus aus Greifen, Anheben, Anlegen, Runterkippen entsteht von alleine. Ich komponiere ein Trinklied im Greif-Schluck-Takt, die Gläser klirren mit ihren Sopranstimmchen und schweigen erst, als die Reihe trockengelegt ist.

Das Publikum reagiert mit begeisterten »Encore«- und besorgten »Slow down Lis'«-Rufen.

Meine Zunge fühlt sich wunderbar leicht an; enthemmt plappert sie vor sich hin. Der Canadian hinterlässt ein trockenes Mundgefühl. Ich bin bereit für mehr.

Die Party steigt ganz in der Nähe. Wir sind zu Fuß unterwegs. Mein Zeitgefühl ist längst dahin. Mit offener Jacke und sehr viel flüssigem Gold in Bauch und Blut folge ich den Jungs durch die Nacht. Wohin, weiß ich nicht.

In Alkohol eingelegte Erinnerungen sind nicht lange haltbar. Der Canadian ist ein Betrüger, der sich in Bernstein hüllt. Stunde um Stunde ertränkt er in rotgoldenem Braun und konserviert doch keine einzige; nichts bleibt fest – bis alles Flüssige schließlich in der Bluthitze verdampft, der Rausch verfliegt und die Erinnerung sich verflüchtigt.

Nur ein paar kümmerliche Reste sind mir von jener Nacht geblieben. Das Gesicht des Gastgebers, mit der gepiercten Unterlippe und einer Umrandung aus dunklen Haaren. Ein großes Haus mit mächtigen Deckenbalken. Eine steile Wendeltreppe, ein Partykeller.

Ich stehe oben auf der Treppe. Um mich wird es dunkel. Meine Füße berühren den Boden nicht mehr. Ein Poltern und ich liege ein Stockwerk tiefer, vollkommen frei von Schmerz.

Deutsche Sätze purzeln aus meinem Mund, rollen wie Bälle durch den Raum. Niemand spielt sie zurück. Musik reißt mir die Arme in die Höhe, treibt mich zu Tanzbewegungen. Dieser Tisch ist hoch, sehr hoch. Mir schwindelt. Ich darf nicht nach unten sehen. Überall Stolpersteine auf diesem Hochgrat aus Eiche, gefährliches Geröll aus Dosen und Flaschen und Gläsern. Mein Seil reißt.

Aus der Tiefe wird es wohl klirren und krachen, doch ich höre nichts.

Alles verlangsamt sich. Geschehnisse trennen sich von ihren Geräuschen. Münder schnappen auf und zu. Ich taumle von Szene zu Szene, Hauptdarstellerin in einem falsch synchronisierten Film.

Jetzt verlasse ich diesen Ort. Haus und Gebälk verschwinden. Die Welt zerschmilzt. Durch meine Venen fließt Rabenschwärze. Schwer und süß legt sich die Narkose auf all meine Glieder, bemächtigt sich meines Körpers, der mir längst gleichgültig geworden ist.

Das letzte Bild ist orange. Glitzernder, orangefarbener Schnee, irgendwo tief unter mir. Sehen ist anstrengend. Ich breite die Arme aus und überlasse mich meiner Blindheit.

Absolute Stille, totale Amnesie, bis plötzlich ein erster Reiz durch meine Nervenbahnen zuckt und in mein Bewusstsein kracht. Finger stoßen zu mir durch, wie Kükenschnäbel durch Eierschalen. Eine Hand umfasst meine Schultern und rüttelt mich unsanft.

»Hey! Hey, Lis'! Wake up! Come on █... Hey! Can you hear me? Wake up!«

Ich schlage die Augen auf.

»That's good █... Thank God █... No, no █... don't close your eyes! Stay awake █... Hey! Stay here █... stay with me Lis'!«

Irgendetwas stimmt nicht.

Meine Schuhe █... Sie sind zu klein, viel zu klein. Ich bewege meinen Arm auf die Füße zu.

»Your shoes? Yes, you're right, we should take them off █... Here you go █... Now that's better, eh?«

Allmählich beginnen sich Farben und Umrisse zu ordnen. Ich erkenne Zimmer, Schaumgummi, Schlafsack, eine Stimme. Es ist █Derrick.

Die Haut an meinen Füßen ist blass, weißlich, wächsern. Unterhalb der Knöchel scheint alles außer Form geraten zu sein. Derrick kniet am Fußende meines Lagers. Vorsichtig streckt er die Hand aus und berührt einen der schwammigen, geschwollenen Klumpen. Warum fühle ich nichts? Ich will nicht wach sein █...

Beim nächsten Aufwachen bemerke ich ein pelziges Kribbeln in Händen und Zehen.

»Are you starting to feel something?«

Ich nicke.

»Good █... That's very good.«

Das Gefühl wird von Minute zu Minute intensiver, steigert sich zu einem unerträglichen Jucken und Brennen. Was da aus den Ärmeln meiner Jacke hervorscheint, erschreckt mich. Zwei krebsrote Flossen verzweigen sich in zehn bläulich-violette Stummel voller kleiner Blasen.

Derrick hilft mir auf, bugsiert mich ins Badezimmer und lässt das Waschbecken vollaufen. Darauf bedacht, Füße und Finger nicht unnötig zu belasten, balanciert er meinen Hintern auf den Badewannenrand und ermöglicht meinen Sohlen eine kurze schmerzlindernde Entlastung. Das Waschbecken vor mir ist voll bis zum Rand.

Ich lasse die erste rote Sonne zu Wasser. Fünf blaue Strahlen gehen voran, die Handfläche folgt ihnen nach. Meine Augen werden nass. Derrick beobachtet mich im Spiegel.

Um Schweigen und Schmerzen erträglicher zu machen, überwinde ich mich und presse eine Frage durch die zusammengebrochenen Zähne.

»What happened?«

»Fuck █... I don't know █... Suddenly you were gone █... They stole my shoes –«

»They did what!?«

»Yeah, somebody stole my shoes! That's why I went home early!«

»On socks?«

»Yes. I ran all the way home █... You █... you were like █... lying there █... outside, in the fucking snow for – fuck, I don't know for how long █...«

Die folgenden Stunden verbringen wir schweigend; lassen Wasserbäder ein- und ablaufen und sehen mir beim Auftauen zu.

Erst als die Schmerzen nachlassen, finde ich die Sprache wieder.  
Kleinlaut stupse ich meinem Finder in die Seite ■...

»Derrick?«

»Hm?«

»Thank you.«

# ZWEITER TEIL

*Josh und ich.*

Wir sind kein Paar. Wir sind Forscher!

Der Versuchsleiter Joshwa Clarenz Ames ist 18 Jahre alt, etwa 1,84 m groß und wiegt knapp 70 Kilo.

Da er sich fast wöchentlich den Schädel rasiert, bleibt unklar, ob seine Haare dunkelblond oder eher hellbraun sind. Sein linkes Lid hängt, aus dem Augenschlitz darunter schimmert ein helles Blau, die kleine, schwarze Pupille versenkt und umschlossen von Gletschereis. Das rechte Auge ist offen, kugelrund und bernsteinfarben. Das gesamte mimische Spektrum, von froh bis skeptisch, von wütend bis verächtlich, zeigt sich in Mundwinkel und Brauenbogen der rechten Gesichtshälfte. Hier, im Osten des Gesichts, gehen die Stimmungen auf, erklimmen den Nasengrat und erwärmen den Westen bis zur Schläfe.

Joshs Züge kennen keine Beständigkeit. Seine Augenpartie schwankt stets zwischen erstaunt und kritisch; die Lippen, eine Idee zu fest aufeinandergelegt, verziehen ihre Winkel, ein bisschen stur, ein bisschen spöttisch und manchmal wie von einem zurückgehaltenen Grinsen. Die Unstimmigkeit zwischen den Gesichtshälften stiftet dauernd Verwirrung, der Betrachter wird zum Pendler zwischen braun und blau, immer wieder aufs Neue verblüfft über deren Gegensätzlichkeit. Besonders spektakulär sind Momente großer körperlicher Anstrengung, wenn die rechte Seite rötlich-rosa anläuft, während die linke, passend zum eisblauen Auge, blass und bleich bleibt.

Diese Beobachtungen gehören zu den Studien, die in dem großen, mintgrünen Experimentierkasten auf der Centennial stattfinden. Die Laborräume, in denen intensiv und exzessiv geforscht wird, Grenzen erweitert und Gefühle auf die Spitze getrieben werden, befinden sich im Untergeschoss des Holzkastens. Alle dort stattfindenden Versuche sind Selbstversuche. Wir Forscher ignorieren unsere Unerfahrenheit, akzeptieren die Unvorhersehbarkeit der Ergebnisse und zeichnen uns durch besondere Risikobereitschaft aus.

Die jeweiligen Ausbeuten meiner Aufenthalte in Joshs Zimmer habe ich nie untereinander verglichen, jeder Besuch bildet eine selbständige, unvergleichbare Einheit.

Unser Zusammensein ist unverbindlich.

Wir können einander nahe sein oder meilenweit auf Distanz gehen, uns beschützen, verletzen, umsorgen oder vernachlässigen.

»Mochten« wir uns? Waren wir »befreundet«?

Selbst heute, zehn Jahre später, gelingt es mir nicht, unser Verhältnis zu bestimmen. (Die Wahrheit ist, wie immer, zunächst ganz einfach, dann unendlich komplex und schließlich unauffindbar ■...).

Am ehesten lässt es sich wohl so beschreiben: Josh und ich konnten uns wirklich sehen.

Wenn er den Raum betrat, konnte ich sehen, fühlen, hören und schmecken, wie seine Anwesenheit,

seine Lebendigkeit, die Luft, den Raum und die Menschen um uns veränderte. Umgekehrt war ich mir sicher, dass er mich bereits spüren konnte, wenn meine Hand noch auf seiner Türklinke lag, dass er meine Anwesenheit fühlte und um mich wusste, noch bevor sich unsere Blicke trafen.

Mit Romantik oder Seelenverwandtschaften hatte das nichts zu tun.

Wir schwebten nicht auf Wolken, gurrten uns nichts Kitschiges in die Ohren, waren keine Turteltäubchen. Wir waren kein Liebespaar. Wir hatten nicht viel gemeinsam. Wir waren Forscher. Und wir nahmen uns gegenseitig wahr.

Heute Nacht sind wir verabredet. Nicht zu einer bestimmten Uhrzeit, sondern wenn die Gelegenheit günstig ist, wenn die Besucher verschwunden sind und alles still ist. Gemeinsam stehlen wir uns ein paar nächtliche Stunden und verstecken sie gut. Kein Flüstern verrät uns. Das Protokoll unserer Forschungsreisen speichert unsere Haut.

Kein Klopfzeichen, keine Ankündigung. Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, schleiche ich mich ein. Bläuliche Rauchschwaden hängen von den Wänden wie Spinnweben. Meine Füße folgen dem geschlängelten Neonleuchten. Die Dunkelheit, die Josh ist, empfängt und umfängt mich. Bereitwillig lasse ich mir die Kleidung abstreifen. Mein Kopf taucht durch warme Stoffschichten, die Beine entsteigen den gewohnten Röhren. Alles, was unter der Baumwolle eingeschlossen war, kommt zum Vorschein, nur meine Haut umhüllt mich noch. Ich drapiere mich auf der Matratze und sehe Josh zu, wie er sich auszieht. Große, helle Inkarnatflächen kommen zum Vorschein. Die Schlafefcke hinter dem Sofa ist ein guter Ort, um nackt zu sein, jeder im Blick des anderen zeichnen unsere Finger das nach, was Josh und Lisa sind.

Meine Linien zögern erst, fliegen fein und vorsichtig, fast ohne Druck über seine Schlüsselbeine und Schultern. Zugleich zieht Josh meine Körperachsen nach über Stirn, Nasenrücken und Kinn weiter zu Hals und Brustbein, zu Bauchnabel und Scham. Seine Hand hinterlässt eine warme Spur vom Scheitel bis zu dem rosa Knopf zwischen meinen Beinen. Er umkreist meine Brüste, verwischt und verschmiert meine Schatten, seine Zunge verziert meine Brustwarzen mit Glanzlichtern. Ich bin bereit, mir die feinen Rillen, Wirbel, Bögen und Schleifen seiner Fingerkuppen in die Haut prägen zu lassen. Wie oft habe ich ihn gehen, stehen, sich nervös hin- und herbewegen sehen? Jetzt hält er still, lässt mich seine Konturen begreifen und die Farbe seiner Haut riechen.

Wo Haare und Bart wachsen, fangen sich meine Berührungen. Auf der glatten Brust fällt das Tasten leichter, rosa Schauer stellen feinste Härchen auf. Ich umfasse das versteifte Rot unterhalb des Bauchnabels und lege mein Ohr auf seine Brust. Zwei pulsierende Organe sind mir nah. Ihre Ähnlichkeit erstaunt mich: Je länger ich hinhöre und hinfasse, desto lebendiger pochen Herz und Penis im selben Rhythmus.

Später stehen wir dicht an dicht. Heimlich suchen wir unsere Gesichter nach Antworten ab. Keine Fragen, keine Küsse, so lauten die Spielregeln. Ich sehe verschwommenes Braun und Blau und Blau und Braun, eile von einer Gesichtshälfte zur anderen. Josh legt seine Hände an meine Schläfen. Wie zwei Leitplanken begrenzen und verdunkeln sie meine Aussicht. Unsere Nasenspitzen berühren sich.

Dicht vor meinen Lippen formen sich die ersten und letzten Worte dieser Nacht.

»I'm sealing us off.«

Lächelnd bilde ich ein zweites, handförmiges Paar Scheuklappen und lege sie uns an. Jetzt sind die Schotten dicht.

Unsere Essenzen steigen auf und pressen sich gegen die Glaskörperscheiben. Außer Blau und Braun und Braun und Blau existiert nichts mehr.

»Wenn Israel nur ein einziges Mal den Sabbat wirklich halten würde, würde der Messias kommen, denn das Halten des Sabbat kommt dem Halten der Gebote gleich.« (Midrasch, Exodus Rabba 25,12)

Hätten wir unseren Sabbath vorschriftsmäßig gehalten, wer weiß I... Vielleicht wäre er tatsächlich gekommen, der Messias.

Aber wir hielten uns nicht an Gebote und waren der Ansicht, das riesige, schwarze Katzentier, genannt »Sabbath«, sei für uns gemacht, nicht wir für (den) Sabbath.

So versammelt sich regelmäßig eine grölende Menge um eine kleine Pappschachtel im Wohnzimmer. Mindestens zwei Armpaare sind mit blutigen Kratzern verziert. Im Innern der Schachtel eifert der Kater mit großem Gekreische seinen berühmten Namenspatronen, Black Sabbath, nach. Mit einem Taschenmesser werden einige Luftlöcher in den Deckel der Schachtel geschnitten. Wir sitzen im Kreis um den inzwischen verdächtig leise gewordenen, braunen Kubus, auf dessen Kanten vorsichtshalber vier Paar Hände Posten beziehen und Druck ausüben, um mögliche Ausbruchsversuche zu verhindern. Die Bong geht um. Volle Lungenkraft voraus wird an der Glassäule gezogen. Der nächste Schritt ist kompliziert: Ohne auszuatmen muss die Glaspfeife behutsam an den Nebenmann weitergegeben, die Beine dabei entknotet und auf Knien zum Karton gerutscht werden. Erst, wenn mit den Händen ein Trichter gebildet ist und der Mund über den Belüftungslöchern liegt, darf ausgeatmet werden. Wie fleischgewordene Dominosteine fallen die Sitzenden in die Choreografie aus Ziehen, Weiterreichen, Rutschen und Ausatmen, immer schön der Reihe nach, bis der Kopf leer ist und die Bong neu gestopft werden muss.

Sabbath reagiert auf diese Behandlung sehr unterschiedlich. Mal kommt er zum Ende seines Aufenthalts in der »Hotbox« aggressiv hervorgeschossen und rast mit wild hin- und herpeitschendem Schwanz durchs Zimmer, andere Male scheint ihn die unfreiwillige Luftkur zu beruhigen und beinahe zu sedieren. Dann sitzt er bewegungslos da, starrt teilnahmslos vor sich hin und lässt sich sogar streicheln, was sonst unmöglich ist.

Sabbaths Verhalten bleibt, egal ob nüchtern oder high, unberechenbar. Wir wissen nichts über ihn. Keiner erinnert sich, wann, wie und warum sich Sabbath uns angeschlossen hat. Vielleicht war es ein Selbstdomestikationsversuch von ihm.

Eines Morgens saß er plötzlich auf Joshs Schoß, der ihn mit der Rechten kraulte, wie einst Dr. Kralle sein Mad-Maskottchen.

Mir war das Vieh von Anfang an suspekt, wie mir überhaupt alle Tiere suspekt und unangenehm sind und ich sie zu meiden versuche. Wir lassen einander in Ruhe, so ist es mir am liebsten. Doch ist es nicht eben leicht, einem schwarzen Monsterkater aus dem Weg zu gehen, der Eichhörnchen und Ratten ins Haus schleift, sich heimlich in Schränke und Schlafsäcke einnistet, diesem auf Wahrnehmung von Bewegung spezialisierten Schleicher, der jeden Schritt in seine Richtung mit dem Ausfahren seiner scharfen, gebogenen Krallen beantwortet, der mit den Schatten verschmilzt und aus dem Nichts faucht. Ebenso wie seinen Beutetiere verteilt er auch die Exkremente großzügig über beide Stockwerke, worunter besonders Blake zu leiden hat, dessen Schlafsack unter der Treppe schließlich zum bevorzugten Katzenklo geworden ist. Ich erinnere mich lebhaft an einen mit Katzenscheiße verschmierten Blake, der Sabbath unter Gewaltandrohungen und Verwünschungen durch die Zimmer jagt.

Schnell gewöhnte ich mir an, mein Zimmer nur noch auf Zehenspitzen zu betreten. Regelmäßige Kontrollgänge, rabiates Aufscheuchen und strafende Hiebe mit Handtüchern waren die einzigen

Mittel gegen Sabbaths Einschleichen bzw. Einschießen. Verdammt schwarze Pest!

Einzig der leuchtende Schleier, der Sabbaths Augen überzog, gefiel mir. Das Leuchten, Beweis für eine magische Schicht in seinen Augen, das zurückgespiegelte Licht und die unbestimmbaren, zwischen Kupfer, Gold und Grün changierenden Farben faszinierten mich. Egal ob high oder betrunken, high und betrunken oder nüchtern, stundenlang konnte ich in diese Leuchtpunkte starren und zusehen, wie die schlitzförmigen Pupillen bei abnehmender Helligkeit kreisrund wurden, zwei schwarze Monde, die ihre Phasen im Zeitraffer durchlaufen.

Ich weiß nicht, was aus Sabbath geworden ist. Eines Morgens hatte er diese Wunde, ein Loch unter dem Kinn, als hätte ihm jemand einen Luftröhrenschnitt verpasst. Mit beeindruckender Lässigkeit präsentierte er seine Verletzung, blutete nicht, klagte nicht, verbat sich mitleidiges Gestreichel.

Er schien fest dazu entschlossen, den rosafarbenen, täglich weiter aufklaffenden Riss zu ignorieren, und lebte stur weiter.

Dann verlor sich seine Spur. Die Erinnerung an ihn endet mit dem Loch in seinem Hals.

Sein Selbstheilungsversuch war wohl, sich in den Wald, aus dem er einst gekommen war, zurückzuziehen. Er kehrte heim in die Wildnis.

Motorengeräusche im Hof. Jordan kommt! Gleich muss er an der Tür sein! Hektisch werden Krümel unters Sofa gefegt und Abfälle zusammengeklaut, jemand hängt die Jacken an die Garderobenhaken. Ein kollektiver Ruck, ein Sichaufraffen und Zusammenreißen geht durchs Haus. Das Chaos wird notdürftig kaschiert, man bemüht sich um einen ernsten Gesichtsausdruck. Keiner will sich eine Rüge einfangen. Nicht von Jordan, dem Chef, dem Spielleiter. Da kommt er, unser aller Croupier, Autorität und Selbstsicherheit bis in die Haarspitzen. Frisch geduscht, glattrasiert und makellos, als wäre er eben erst dem neusten Abercrombie & Fitch-Katalog entstieg, schwebt er über unsere schäbige Schwelle. Die Tarnkappe aus höflicher Gelassenheit passt ihm wie angegossen, er hat sein Verhalten absolut unter Kontrolle. Auch nach dem Konsum diverser stimulierender Substanzen funktioniert seine Feinmotorik einwandfrei. Er bewahrt sich seine Eleganz in jeder Lebenslage. Dieser junge Mann mit dem tadellosen Äußeren, den niemand je über Geld sprechen hört, ist unser Dealer.

So weit, so perfekt – wäre da nicht dieser kleine Makel, ein Versagen, das ihm von Jahr zu Jahr mehr zu schaffen macht.

Jordan hat den Absprung nicht geschafft, ist hängengeblieben, ist nicht aufs College gegangen, nicht weggezogen. Er ist in Whitehorse geblieben, ist 19, 20, 21 geworden und treibt sich noch immer mit Highschool-Kids herum. Die meisten seines Jahrgangs sind längst ausgeflogen und lassen sich, von den halbjährlichen Höflichkeitsbesuchen bei den Eltern einmal abgesehen, nicht mehr im Yukon blicken. Jordan dagegen begegnet seiner Mutter nach wie vor jeden Morgen am Frühstückstisch.

Das nagt an ihm, frisst sich durch seinen Lack, breitet sich auf seiner schönen, blonden, blauäugigen, athletisch gebauten Oberfläche aus wie Rost. Er hasst diese Flecken, bekämpft diesen hartnäckigen Makel nach Kräften. Manchmal, wenn er sich unbeobachtet fühlt, zeugt seine Miene von der permanenten Anstrengung, die das Aufrechterhalten der Fassade erfordert. Müdigkeit und Trauer bemächtigen sich seiner Glieder, Angst vor Versagen krümmt seinen Rücken, die Sorge um seinen schwindsüchtigen Glanz trübt seinen Blick, er gestattet sich einen Augenblick lang Schwäche. Sonst bleibt er diszipliniert, wickelt zügig die Deals ab und verschwindet. Nur selten raucht er mit.

In Porter Creek wird sein Name bis heute mit einer gewissen Ehrfurcht ausgesprochen. Man lässt das Feuer langsam ausgehen, respektiert die Glut seiner ruhmreichen Highschool-Vergangenheit. Dass er so verbissen gegen das Verglühen seines Namens ankämpft, schadet seinem Ansehen mehr, als dass es ihm nützt. Sein letzter Schachzug in dieser Sache war die Gründung der »KP«. Die KP ist ein Zusammenschluss junger Männer zwischen 15 und 20. Die Mitglieder der Verbindung erkennt man an einem kreisförmigen Brandmal auf dem rechten Unterarm.

Die Initiation in die Gemeinschaft verläuft stets nach demselben Muster: Eine teure Zigarre wird angesteckt, macht die Runde und wird schließlich auf dem Arm des Neulings ausgedrückt, den die kreisrunde Wunde fortan als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft ausweist.

Der Name KP rührt von den Initialen der Highschool bzw. des Stadtteils Porter Creek her. »PC« wurde zu »CP«.

CP wiederum ist die unter den Jungs gültige Abkürzung für »cunt-patrol«. Der um Anstand bemühte Jordan veranlasste, wohl um das Four-Letter-Word »cunt« etwas abzuschwächen, die Änderung der Initialen und ersetzte das C durch das vermeintlich seriösere K.

Anfangs zeichnete sich ein typischer KPler vor allem durch ein besonders attraktives Äußeres und eine überdurchschnittliche Erfolgsquote beim weiblichen Geschlecht aus. (Bezeichnenderweise ist kein einziger meiner Mitbewohner KP-Mitglied I...). Ein Haufen Dandys mit freimaurerischen Ambitionen auf der Suche nach chicks und Kicks.

Nach und nach verstrickten sich die KPler jedoch in allerhand Schwierigkeiten und kamen sowohl mit dem Gesetz als auch mit Banden aus anderen Stadtvierteln in Konflikt. Der Charakter der Verbindung änderte sich, bildete mafiöse Strukturen und Methoden aus. Die KP war nicht länger bewundernswert, sie war bedrohlich.

Für Jordan erfüllte sie ihren Zweck: Er blieb im Gespräch. Es gab weiterhin Jungs, die zu ihm aufsahen. Kaum einer wagte es, seine Autorität in Frage zu stellen.

Ich hatte Glück. Sowohl Jordan als auch sein kleiner Bruder Ash mochten mich. Sie verwandten viel Energie darauf, sich vor mir, dem einzigen Mädchen, als Gentlemen zu präsentieren. Jordan versäumte es nie, mir einen Platz auf dem Sofa anzubieten, und gewährte mir stets den ersten Zug. Ganz geheuer waren mir diese Zuwendungen, diese Pseudo-Privilegien nicht. Man konnte sich nie sicher sein, ob nicht doch einmal eine Rückzahlung, ein Preis, ein Gefallen fällig werden würde. Wenn Jordan seine Marihuana-Blöcke, 5000 Dollar je Kilo, unter der Jacke hervorzauberte, saß ich mit angehaltenem Atem neben ihm und versuchte, den Gedanken an mögliche Forderungen, die vielleicht einmal an mich gestellt werden würden, weit, weit fortzuschieben.

Irgendetwas scheint es heute zu feiern zu geben. Keine Ahnung, was.

Die Einzelheiten der Deals wurden meist mit unglaublich wichtigtuersischen Gesichtern geheimgehalten. Vor allem Josh, von dem man nie so recht wusste, ob er nun abhängiger Dealer oder dealender Abhängiger war, versuchte, sich in Jordans Gegenwart als gewiefter Händler darzustellen, eine Rolle, die schlecht zu ihm passte und ihn oft unfreiwillig komisch wirken ließ. Er hatte die Angewohnheit, seine Nervosität in einem Wortschwall aus Slangfloskeln zu ertränken, die aus dem Mund eines Weißen absurd und lächerlich klangen.

Eine weiterer Teil der peinlichen Komödie war die Art, wie er mit Bernie umsprang, der als Laufbursche, Page oder Haussklave herhalten musste und diese Demütigung nur äußerst widerwillig über sich ergehen ließ. Dummerweise war er auf den kostenlosen Schlafplatz, den ihm diese Dienste sicherten, angewiesen, und deshalb raffte er sich dann doch mit einem leisen »Fuck you, Josh« auf, holte das Telefon aus dem Obergeschoss, startete den Wagen oder lief Kippen holen.

Gerade ist er leise vor sich hin fluchend die Treppen zum Wohnzimmer hinaufgestiegen und sucht mal wieder das Telefon. Wir sind eingeladen. Jordan will mit uns zu den Hotsprings fahren. Ewigkeiten vergehen, bis endlich das Telefon gefunden, die Limousine bestellt und alle aufbruchbereit sind.

Es ist meine erste Fahrt in einer Limousine. Als der schwarze Uralt-Cadillac auf uns zugescheppert kommt, ahne ich, dass der Markenname der einzige Luxus bleiben wird I...

Der Fahrer steigt nicht aus. Er denkt gar nicht daran, uns die Türen aufzuhalten. Uns, das sind Jordan, Josh, Bernie, Declan, Dave, Graham und ich. Nacheinander klettern wir in den Wagen und quetschen uns auf die Bänke im Fond. Schließlich kommt Leben in die Silhouette hinter dem Steuer, sie dreht den Kopf und fragt nach dem Reiseziel. Mir wird klar, warum sie sich nicht mit Türöffnen und weiteren Höflichkeiten aufhält: Eine Fahne billigen Schnapses, gemischt mit einer Art Verwesungsgeruch, reitet auf dem Rücken ihrer Frage in den Rückraum.

Ich erkenne ein bräunliches, zerfurchtes Profil. Schwarze, schulterlange Haarsträhnen kleben fettig an Stirn und Schläfen, fallen über hängende Schultern und verheddern sich mit ihren verfilzten Enden in dem Teppich aus kleinen, hellen Holzkugeln, der den Fahrersitz überzieht. Eine übelriechende Sprachmelodie, ein zischelnder Singsang wabert uns an, und es vergehen mindestens drei oder vier Sätze, bis ich die Laute als gebrochenes Englisch identifiziert habe. Die Jungs hingegen verstehen unseren »Charlie« auf Anhieb.

Wer in Whitehorse aufwächst, gewöhnt sich schnell an besoffene Indianer, kennt ihre Sprechweise und die Schnapsleichen, die morgens entlang der Second Avenue in ihrer Kotze liegen. Wer in Whitehorse aufwächst, weiß, warum Limousinenfahrten oft so günstig sind.

Meine Mitreisenden kramen ihre Beutelchen, Pülverchen, Pfeifen und Flaschen hervor. Das Picknick kann beginnen.

Wir rasen den Alaska Highway Richtung Norden entlang und verpassen die Ausfahrt nach Dawson City. Charlie bremst scharf, mein Glas schwappt über. Er legt den Rückwärtsgang ein und gibt die 500 m bis zur verpassten Ausfahrt Vollgas, was nicht so riskant ist, denn außer ein paar vereinzelt Karibus nutzt heute Nacht keine Seele den Highway. Nicht ein einziges entgegenkommendes oder uns verfolgendes Licht lässt sich blicken. Die Straße gehört uns.

Nach ungefähr 10 Minuten taucht eine »Takhini-Gas«-Tankstelle auf.

Wir verlassen die asphaltierte Bahn und rollen nach links in den Wald. Schwarzer Lack und schwarzer Busch verschmelzen miteinander. Nur die leuchtenden Katzenaugen verraten uns. Der Wagen rumpelt über die Schotterpiste. Mit brüllendem Motor kündigen wir uns den Waldbewohnern an: Eure neue Königin hält Einzug! Seht, wie sich das Mondlicht auf ihrer Schnauze spiegelt! Acht Kids verbirgt sie in ihrem geschwollenen Bauch. Das Fichtenvolk will sie berühren, streift ehrfürchtig über ihre Flanken.

Der Untergrund wird weicher, kiesiger, die Bäume treten beiseite und geben einen großen, grauen, schneefreien Platz frei, an dessen Ende eine dunkle, dreieckige Form in den Himmel ragt.

Der Cadillac kommt zum Stehen.

Ich falle aus der Tür und hake mich bei Bernie ein. Gemeinsam taumeln wir auf das Dreieck zu, in dessen Inneren es nach feuchten Handtüchern, unter Fön verbrannten Haaren und Desinfektionsmittel riecht. Zwei Türen weiter sitze ich auf einer Holzbank zwischen Türmen aus Schließfächern und starre ratlos auf die grünen Nylonecken auf meinen Knien. Im Sitzen kämpfe ich mich aus Pullover und Jeans. Einbeinig zu stehen, traue ich mir nicht zu.

Jetzt wird es kompliziert. Irgendwie muss ich diese Stoffteile über meinen Intimstellen anordnen, sie verknoten, eine Schleife im Nacken binden. Mühsam versuche ich, meine schwerfälligen Augen zu fokussieren. Widerwillig akkomodieren sie schließlich nach meinem Willen.

Die Finger verhalten sich gehorsam, springen auf meine Befehle an, erinnern sich von selbst an die nötigen Griffe und wickeln ihre Schnürsenkelzubindebewegung fast fehlerfrei ab. Auf dem Weg zum Becken kommt mir ein Spiegel entgegen. Mein verschwommenes Gegenüber scheint angemessen bedeckt zu sein. Ich bin erleichtert.

Über dem Außenbecken warten die Sterne, neugierige Augen, denen nichts entgeht. Sie beugen sich zu uns hinab, kommen näher, blinzeln angestrengt, riechen an der dampfenden Suppe, in der wir treiben, acht träge Fleischbrocken in heißer Heilquellenbrühe.

Der Temperaturunterschied ist kaum auszuhalten. Die Kopfboje erstarrt vor Kälte, muss regelmäßig abtauchen um aufzutauen, halsabwärts weichen die Glieder durch, quellen auf, verkochen.

Gesichter und Stimmen durchdringen die Nebel, kommen näher und verschwinden wieder. Ich

wate durch das Becken, durchlaufe alle Servicestationen, lasse mir hier einen Joint, dort eine Pfeife reichen, anderswo wartet eine Flasche am Beckenrand.

Irgendwann zerren wir uns gegenseitig aus dem Wasser. Hand in Hand stehen wir im Schnee, keiner fehlt, jeder muss dabei sein. Graham wird als Erster in die Mitte geschubst und bekommt eine weiße, glitzernde Panade. Mich lassen sie bis zum Schluss stehen. Mein Rücken ist der letzte, der weiß wird. Macht nichts, macht gar nichts, in mir brennt goldenes Feuer! Ich sehe, wie ein unkontrollierbares Zittern an meinen Armen und Beinen rüttelt. Spüren kann ich nichts.

»Lass mich nur kurz die Flasche abstellen –«

»Speak English, Lis'!«

Die Zunge hat sich wieder selbstständig gemacht ■...

Schnell zurück ins Nasse! Die Haut, der Bauch, der Hals, alles, alles brennt. Ist das der Lake of Fire?

Ich tauche durch die Flammen, brauche keine Luft. Feuerwasser ist mein Element. Die warme Tiefe ist mein Zuhause. Hier unten will ich bleiben. Wer braucht schon Luft, wer will schon atmen?

Aufdringliche Arme angeln nach mir, Finger haken sich fest. Jemand zieht meinen Kopf an Land, lässt meinen Protest nicht gelten, will, dass ich atme. Ich lege meine Stirn an eine Schulter und begrüße das Schwarz hinter meinen Lidern.

Das nächste Bild ist grau. Graues Schließfachmetall. Messer schieben sich in meine Schläfen wie in einen Weidenkorb. Zwischen den Stichen streife ich vorsichtig meine Kleidungsstücke über.

Ich finde kein Handtuch. Die Jeans klebt, von den Haaren tropft es in die Kapuze wie in eine Regentonne.

Draußen wartet Charlie. Josh nimmt mich an der Hand und zieht mich zum Auto. Wir werfen uns auf die Rücksitze, acht schlaffe Körper verschlafen kreuz und quer übereinanderliegend die Heimfahrt.

Die lange Wartezeit vor den Hotsprings scheint Charlie etwas ausgenüchtert zu haben. Er will uns so schnell wie möglich loswerden. Zu diesem Zwecke überwindet er sich sogar, auszusteigen und die Türen zu öffnen. Fluchend packt er mit an und zieht den völlig weggetretenen Graham an den Armen aus dem Wagen.

Mir muss er nicht helfen. Der Kopfschmerz hat mich längst aufgescheucht.

Jordan hebt zum Abschied die Hand und steigt auf den Beifahrersitz. Die entleerte Limousine rollt weiter Richtung Downtown. Wir anderen kriechen angeschlagen hügelabwärts. Es dämmt bereits, das Mintgrün des Hauses keimt zu unseren Füßen auf. Das letzte, was in dieser Nacht zu mir durchdringt, ist der vertraute Geruch von Schaumgummi.

## *Geld (1)*

Was weiß ich darüber zu sagen? Es hatte weder damals noch heute eine Bedeutung für mich.

Für denjenigen, der hart dafür arbeiten muss, und dennoch wenig davon besitzt, für denjenigen, der von mehr träumt, der materielle Dinge zu schätzen weiß, für den, der ehrfürchtig zu den Statussymbolen unserer Gesellschaft aufschaut, für Arbeitslose, Insolvente, Gierige und Geizige, für Besorgte, die Notgroschen zurücklegen, für Menschen mit Bedürfnissen nach Eigenheimen und

Weltreisen, für – ach, die Liste ließe sich endlos fortführen.

Diese Liste ist überflüssig, unnötig und in ihrer starken Vereinfachung obendrein ziemlich unverschämt. Was für eine Anmaßung, Menschen mit ein paar läppischen Adjektiven, achtlos vergebenen Stempeln, zu versehen und zu behaupten, man kenne ihre Motive, wüsste genau, welche Melodie sie zum Klimpern der Münzen und Rascheln der Scheine summen.

Wer eine Aussage über Geld, oder besser: über den Wert des Geldes machen will, sieht sich genötigt, in Klischees zu verfallen. Begriffe wie »Gerechtigkeit« und »Ungerechtigkeit«, sowie klebrige humanistische, ja selbst humanitäre Gedanken tauchen auf, Vorstellungen von Weltverbesserern und Möchtegern-Robin-Hoods. Bevor man solcherlei Denkgeschwüre nicht mit einem möglichst scharfen Löffel aus den Hirnwindungen geschnitten hat, sollte man keinesfalls fortfahren. Eine weitere Grundregel lautet: keine Einzelfälle und bloß keine Details!

Indifferent wie der Geldschein, den es nicht kümmert, ob er die Zwangsprostituierte oder den Wocheneinkauf einer Großfamilie bezahlt, muss man sein. Ich setze also ein oberlehrerhaftes Gesicht auf und behaupte, dass Geld vor allem eines ist: geprägte Freiheit.

Mit gleicher Miene fahre ich fort zu berichten, dass ich von dieser Art der Freiheit zur Genüge gekostet und sie bereits im zarten Alter von 16 Jahren satt hatte.

Geprägt von einem reichen Elternhaus, gelangweilt und gleichgültig gegenüber den Freiheiten, die mir meine Herkunft erlaubten, landete ich in Kanada.

Schon als Kind wusste ich nichts mit meinen Privilegien anzufangen. Wunschlisten für Geburtstage und Osterfeste aufzustellen, empfand ich als lästige Pflicht. Ich hatte und bekam alles, ohne es mir gewünscht oder darum gebeten zu haben. Geschenkhaufen unter glitzernden Bäumen, überquellende Nester und Briefumschläge, tausenderlei materielle Dinge, die mir allesamt bedeutungslos und leer vorkamen und die mich niemals überraschten.

Lauter Kram, dem es an Lebendigkeit fehlte, der nicht lachen oder weinen konnte. Dinge, an denen die Jahre spurlos vorüberglitten, bevölkerten mein Zimmer wie totes, buntes Laub. Nichts verschwand, nichts verweste. Eine Masse träges Zeug, stumm und dumm, steht herum und erinnert mich an meine Einsamkeit.

Ein Raum voller Qualitätserzeugnisse: 100%ige Stoffe, handgeknüpfte Teppiche, teure Holz- und Steiftierchen, eine Flöte aus Silber, ein empfindliches Piano. Das war der Ort, an den ich zurückkehren würde. Aber es war auch der Ort, für den ich nichts konnte, den ich mir nicht ausgesucht hatte, und auf den ich verzichten wollte für ein Leben als Piratenbraut.

In der Centennial hatten sie keine genaue Vorstellung von meiner Herkunft, gespürt haben sie sie dennoch. Fast schien es, als könnten sie den fetten Braten, der zu Hause auf mich wartete, auch über den Ozean hinweg wittern. Ich war nicht wirklich eine von ihnen, ich blieb eine Fremde.

Tagtäglich kämpfte ich gegen das Misstrauen an, das sie mir spontan und instinktiv entgegenbrachten, ließ keine Gelegenheit aus, um meine Loyalität und Treue unter Beweis zu stellen. Vor aller Augen lieferte ich mir erbitterte Telefonstreits mit meinen Eltern, schimpfte und schrie dabei besonders laut »Scheiße«, das einzige deutsche Schimpfwort, das meine Mitbewohner kannten. Mit jeder Faser meines Körpers wollte ich ihnen deutlich machen, dass es mir ernst und ich dabei war, meine dekadente Vergangenheit abzustreifen.

Ich hatte mich von meinem Gestern abgelöst, klammerte mich an ein mintgrünes Holzstück und trieb durch mein Leben. Laut rief ich ihre Namen übers Wasser; Namen von Brüdern, die ich bisher nie gehabt hatte.

Ich glaubte fest an die blutsbrüderliche Freundschaft und daran, dass auch ich mich in einer Gemeinschaft geborgen fühlen könnte. Alles nur eine Frage der Zeit, der Umstände und des

aufrichtigen Bemühens, redete ich mir ein. Das Familienfoto, das ich mir aus den Gesichtern der Jungs zusammenpuzzelte, war eine Fata Morgana, weiter nichts. Die Enttäuschung schimmerte hindurch wie Haut durch Nylonstrümpfe. Trotzdem hielt ich daran fest und fuhr stur fort, die Konturen meiner Umgebung abzuschleifen, Eindrücke zurechtzurücken, Charakterzüge auszubessern, anzupassen, hinzuzudichten. Mit größter Hingabe bearbeitete ich die Puzzleteilchen und sehnte die Momente herbei, in denen ich mich einfügen konnte, endlich nicht mehr fremd war, sondern passte, haargenau passte.

Doch all meine Anstrengungen konnten die ernüchternde Wahrnehmung der Realität nicht verhindern. Es schmeckte, es roch, ja es stank geradezu immer stärker nach Einzelkämpfen, fühlte sich einsam an und klang verlogen. Zwei Hände reichen nicht aus, um fünf Sinne zu versiegeln.

Waren wir wirklich nicht mehr als eine Zweckgemeinschaft aus Fremden, gegründet, um ein Dach über dem Kopf und ausreichend Grasvorräte zu haben? Ein loser Verbund chronisch Gelaugelter, die sich ablenken und gegenseitig zur Politur des eigenen Egos benutzen wollten?

Vielleicht.

Jeder existiert für sich, Gedanken bleiben privat, abgesondert durch Schädelplatten, es gibt keine Verschmelzung. Es kann keinen Blutsbruder geben, keine Vermischung, kein Ineinanderfließen und keine Einheit. Ich hatte mich in eine Idee verbissen, wollte an Wahlfreiheit und Wahlverwandtschaft glauben. Mein Glaube entpuppte sich als substanzloser Irrtum, ein Schnappen ins Nichts. Zähneknirschend, hungrig den eigenen Schmelz abreibend, musste ich einsehen, dass Geld geprägte Freiheit und Familie Unfreiheit durch Prägung bedeuteten.

Es ist Nachmittag. Aus Langeweile falte ich Kleidungsstücke, baue Türme aus Stoff. Schicht um Schicht, Kante auf Kante, staple ich Hosen, T-Shirts und Pullover zu bunten Baumkuchen, die ich zu Füßen des Schrankes anrichte. Hinter der ausgehängten Schranktür baumeln zwei einsame Kleiderbügel über meinem Koffer. Im Koffer inneren vermischen sich Unterwäsche und anderer, mehr oder weniger privater Kram – Fotos, Zettel, Tampons, Reisepass, ein in Plastik eingeschweißtes Bild der heiligen Elisabeth, das mir meine Großmutter vor der Abreise in die Hand gedrückt hat, Briefe von meinen Eltern, mein Oxford Learners Dictionary usw. Die Welt zwischen Deckel und Boden ist klein und kastenförmig. Eine Ummantelung aus Leder schützt ihre Intimsphäre. Wer in einem Zimmer mit unverschießbarer Tür lebt, muss sorgfältig auswählen, das Schützenswerte und Peinliche auf ein Minimum reduzieren. Das Fassungsvermögen eines Tresors im Reiseformat ist schließlich begrenzt...

Der Anblick des nackten Schaumgummis nervt mich. Ich zerre an den Decken, bis auch das letzte eitergelbe Gummifleckchen unter einem Schorf aus Wolle verschwunden ist.

Vor meinem Fenster schaut die Sonne Whitehorse ein letztes Mal schräg von der Seite an und wendet sich ab. Ich stecke mein Licht ein. Auch über meinen Boden kriecht neuerdings eine Lichtschlange. Sie ist grün. Blau war ausverkauft.

Verzweifelt stelle ich fest, dass es nichts mehr zu tun gibt. Ich habe jeden Gegenstand berührt, alles ist an seinem Platz, nur ich nicht. Planlos stehe ich auf, setze mich hin, stehe wieder auf, taste mich an der Wand entlang, meine Finger lesen die Blindenschrift der Tapete. Ich versuche verschiedene Haltungen und Positionen, kenne alle Stationen, Haltestellen, Orte in diesem Raum und finde doch keinen Punkt, an dem ich verweilen will. Ob ich im Schneidersitz auf dem Teppich sitze oder mich auf die Seite lege und den Kopf in die Hand stütze, spielt keine Rolle, alles fühlt sich falsch an. Die Langeweile wird zur Unruh, ist rastlos, bewegt sich ständig gleichförmig hin und her, ein und aus, wie mein Atem, der mich ankotzt, und mein Herzschlag, der mich hysterisch macht.

In gelangweilter Raserei untersuche ich die Textur meiner Hosenbeine, fahre mit den Fingernägeln durch winzige, jeansblaue Hohlwege, als es an der Tür klopft.

Josh schiebt sich ins Zimmer. Es ist das erste und wird das einzige Mal bleiben, dass er mich besucht. Sein Blick streift über die Möbel, prallt an den Wänden ab, hüpfte wie ein Gummiball durch den Raum und bleibt schließlich zu seinen Füßen liegen. Trotzig bewegt er die Schultern, zartes Rosa breitet sich auf seiner rechten Gesichtshälfte aus. Er ist verlegen, er will was.

»What's going on?«

Meine Stimme schreckt ihn auf und erinnert ihn an sein Vorhaben.

Mit feierlicher Vorsicht zieht er einen Joint aus der Hosentasche und fuchtelt ungeduldig mit dem Feuerzeug, das nicht so recht anspringen will. Schließlich lässt sich die Flamme doch noch hochtreiben. Kurz darauf glüht und duftet es, wie es soll. Ich werde eingeladen.

In mir flattert und zwitschert es. Endlich markiert mein Körper den richtigen Punkt! Meine Augen liegen auf einer Ebene mit denen von Josh, unsere Blicke verbinden uns. Josh plus X haben die Langeweile dieses Raums aufgebrochen, plötzlich ist alles möglich.

Zwei Züge später ersetzt Josh das Offene durch das Ausgesprochene. In fragendem, halb

scherzhaften Ton, der mir die Entscheidungsfreiheit lassen soll, wird mir Folgendes vorgeschlagen:

»You should give me head.«

Mir wird heiß.

Er weiß genau, dass ich das noch nie gemacht habe.

»I mean, some day you're gonna do it, so you might as well do it now !...«

Das überzeugt mich. Ein neues Forschungsprojekt unter Joshs Anleitung. Warum nicht? Ich nicke mit dem Kopf.

»Alright.«

Aufgeregter und nervöser als gewöhnlich tasten, reiben und befühlen wir uns, bis Josh schließlich aufsteht. Ich knie vor ihm auf dem nackten Schaumgummi, öffne seinen Gürtel und ziehe Jeans und Boxershorts Richtung Boden. Er streichelt meine Haare, ich streichle seinen Schwanz. Vorsichtig koste ich ein bisschen vom Rosa, schmecke einen Hauch von Salz. Die Eichel ist eine glatte, zarte Kugel in meinem Mund. Ein fleischiges, warmes Eis, das nicht schmelzen will, das größer und härter wird, je länger ich daran schlecke. Ab und zu halte ich kurz inne und hebe die Augen zu ihm auf. Josh hört auf, meine Haare zu zerwühlen, und reicht mir den Joint herunter. Bald werde ich mutiger, teste aus, wie viel Schwanz ich schlucken kann, ohne zu ersticken. Er reicht recht weit in den Rachen, bis ans Zungenende. Kein angenehmes Gefühl, wieder und wieder an diesen Punkt zu stoßen, ein bisschen wie heftiges Kopfnicken zu harter Musik, seltsam stumpf, blind, orientierungslos. Eisschlecken ist mir lieber. Mit der Zunge zeichne ich feuchte Formen ins Rosarötliche, sehe, spüre und höre, wie sehr sich Josh beherrschen muss, fühle seine Finger hilflos an mir herumstreicheln. Er traut sich nicht, in meinem Mund zu kommen, unterbricht mich und wirft sich über mich auf den Schaumgummi. Schwer atmend liegt er auf mir. Nach einer Weile nimmt er mein Gesicht in beide Hände und sagt kopfschüttelnd: »Man, Lis' !... I would love to fuck you.«

»Then why don't you do it?«, frage ich, wie immer wild entschlossen, besonders mutig, besonders unverschämt zu sein.

Josh schüttelt erneut rügend den Kopf.

Er fühlt sich tatsächlich für mich verantwortlich. Ich weiß nicht, ob mich das froh oder wütend macht. Schweigend mustere ich sein Gesicht. Eine skeptische rechte Braue hebt sich unter meinem prüfenden Blick. Ich antworte, wie ich es vor dem Spiegel geübt habe, und ziehe meinerseits die linke Augenbraue hoch. Josh grinst.

Ich auch.

Als er aufsteht und geht, fällt der Raum in die alte Langeweile zurück.

Schaumgummi quillt eitrig unter den Decken hervor. Sitzen fühlt sich scheiße an. Die Lichtschlange hat die falsche Farbe.

Ich muss raus hier.

### *Stoner Activities.*

Zehn Jahre. Zehnmal wurde die Natur wie ein Staffelstab durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter

hindurch gereicht. Auf ewig verurteilt zu neuen Kraftanstrengungen erblühte und verstarb die Welt um mich her, ein hilfloses, sinnfreies Weiterexistieren ohne Ziel.

Zehn ganze Runden hat die blaue Kugel zurückgelegt, seit ich dieses Ding das letzte Mal in der Hand hielt. Es hat auf mich gewartet, geduldig ausgeharrt in der Isolation der untersten Schublade meines ausrangierten Schreibtischs, der seit meinem endgültigen Auszug aus dem Elternhaus im Keller verstaubt.

Vorsichtig betaste ich die Oberfläche der kleinen Metalldose, meine Hand zittert, fürchtet sich vor den eingeschlossenen Erinnerungen.

Der scheinbar harmlose, handtellergroße Behälter ist eine verdammte Zeitmaschine, er beschleunigt und vertieft mein Gedächtnis, stellt die Bilder scharf. Brillant, hochglänzend und kantig rasen sie auf silbernen, geschliffenen Kufen durch mein Hirn und hinterlassen blutige Einschnitte.

Das sieht man ihm nicht an, diesem schäbigen, verbeulten Weißblechteil mit Klappdeckel. Niemand ahnt, dass es ein Knopf ist, ein kleiner, bunter Startknopf, der Bilder zündet. Mehr noch, es ist das Beweismittel, das mich überführt, mir keine Gelegenheit zur Flucht bietet, das daliegt, tastbar, sichtbar und trotzig auf seiner Anwesenheit beharrt. Ob ich die Augen schließe oder den Raum verlasse, die Dose kümmert das nicht. Sie bleibt ein Faktum, verlacht den Zeitstrahl, an dessen Pfeilspitze ich mich mit beiden Händen festklammere und mir dabei selbst Tag für Tag vorsage, dass wir in Richtung Zukunft reiten.

Ein  $10 \times 6 \times 3$  cm Stück lebendige, greifbare, müffelnde Vergangenheit, das sich frech vor mir aufbaut, über meine simple, einfältige, lineare Vorstellung von Zeit die Nase rümpft und nicht aufhören will, in mein Jetzt einzudringen. Vergangene Namen und Taten bevölkern das Jetzt, füllen es an, blähen es auf. Ich stehe hier, in dieser dünnhäutigen, zum Bersten mit Vergangenheit angefüllten Jetzt-Blase. Sie lässt nicht von mir ab, umschließt mich gänzlich, wird fetter, dichter und schwillt erbarmungslos an.

Wo werde ich sein, wenn sie platzt? Wenn Tarnung und Täuschung auffliegen?

Ich will nicht zurück!

Mir bleibt nichts anderes übrig, ich muss sie unschädlich machen, die Zeitmaschine zu einem gewöhnlichen Gegenstand machen.

Was man beherrschen will, muss man beschreiben.

Ich beginne also mit der harmlosen Vorgeschichte, die von Hals- und Rachenbeschwerden und einem Gang zur Dorfapotheke handelt, wo ich kurz vor meiner Abreise nach Kanada ein Döschen »Grether's Lutschpastillen« kaufte.

100 Gramm kaviarschwarze, vom wachshaltigen Überzug leicht ölige, angenehm riechende Bonbons klappern in der Dose vor sich hin. Glukosesirup, Zucker und schwarzer Johannisbeersaft in zähen, weichen, länglich-ovalen 2-Gramm-Portionen, die ich wenige Monate später gegen Rauschmittel unterschiedlicher Farbe, Gewicht und Wirkung austauschen werde.

An einem kalten Morgen in Mrs. Williams Kunstunterricht verschwanden das silberne Blech und die blauen Buchstaben des Herstellers unter dem dichten Gewebe einer Collage aus Zeitschriftenschnipseln. Keine Ahnung, welchen Aufgaben sich der Rest der Klasse unterdessen widmete. Vielleicht zeichneten sie I...

Bernie und ich jedenfalls saßen einträchtig und high nebeneinander in der letzten Reihe und veredelten hingebungsvoll unsere Drogendöschen und Feuerzeuge.

Mrs. Williams war eine rücksichtsvolle Person. »Stoner activities« nannte sie unsere Basteleien, und solange wir uns unauffällig verhielten, ließ sie uns gewähren.

Noch immer streicht mein Zeigefinger über die Oberfläche des verbeulten

Erinnerungsbeschleunigers. Unzählige Schnipsel, jeder einzelne in mehrere Lagen Tesafilm eingeschweißt, verzieren die Seiten. Die Bildpartikel überlappen und übertrumpfen sich gegenseitig, manche Ecken sind zusätzlich mit einer Schicht Klarsichtnagellack mit Glitzerpartikeln überzogen. Meine Augen reisen durch einen klebrigen, comichaften Cluster, staunen über die komprimierte, auf Zeichentrickfiguren, Symbole und Schriftzüge reduzierte Welt. Von Menschen keine Spur, bis auf die beiden, wahrscheinlich aus einer Kontaktlinsenwerbung ausgeschnittenen Augen auf den Seitenflächen. Rechts blickt es braun, links dagegen eisig blau aus dem Chaos. Ich zähle zwei rotgesichtige Teufel, zwei Schlangen (die größere würgt ein kleines, schwitzendes Männchen, das verzweifelt versucht, sich zu befreien), zwei betende Engel (beide kniend), ein fickendes Hasenpärchen (das blaue Häschen fickt das rosa Häschen doggystyle) und mehrere schwarze Silhouetten (die Schatten von Jungs auf Skateboards), außerdem Noten (die Melodien sind mir unbekannt) und Schriftzüge (»GET LUCKY«, »move outta town and change your name«, »playaz«, »Jimi Hendrix« usw.).

Ich halte den Atem an, klappe den Deckel hoch und finde mein Feuerzeug. Über den Tank kriecht eine große, grüne Eidechse mit bösem Gesicht. Dicht neben ihr kleben ein weißes Kreuz auf schwarzem und schwarze Buchstaben (»STICKY«) auf rotem Grund. Eine große, himmelblau umrandete Sprechblase verkündet »these instructions are in german«. Und – ach, es ist zu viel ■... viel zu viel.

Ich habe mich zu sicher gefühlt, dachte, ich könnte ungefährdet in meinem Jetzt-Fettauge durch die Zeitsuppe schwimmen.

Warum kann ich nicht aufhören, die Vergangenheit zu befingern? Wie im Fieber befreie ich, was unter Staubschichten verschüttet liegt. Ja, verdammt, ich habe mich getäuscht! Es ist nicht »totzuschreiben«, im Gegenteil: Die Beschreibung wird zur Beschwörung.

Mein Daumen fährt über das Reibrad.

Als die Flamme aufspringt, reißt das Jetzt. Die Hülle ist aufgeplatzt, die letzte Trennung aufgehoben. Nichts ist vergangen, nichts wird je vergehen. Ich habe Whitehorse nie verlassen.

\*\*\* **30° C**

Dies hier ist ein altes Kalenderblatt. Weder Datum noch Jahreszahl stimmen. Oben rechts stehen drei kleine Sternchen, mein persönliches Zeichen für »klare Nacht«, und die herrschende Temperatur (minus 30 Grad). Die Mitte des Blattes durchziehen waagerechte, filzstiftschwarze Linienblöcke aus je fünf Parallelen, verstreute Viertel-, Achtel- und ganze Noten kleben zwischen den Strichen und skizzieren eine Melodie. In den Absätzen zwischen den Noten■linien steht zu lesen:

»dashing through the snow on a G, G, GT-sleigh at thirty below too steep the hill too long the way!

legs and arms legs and arms hurting all the way oh, what pain it is to ride on a fucking GT-sleigh!«

Wir sind in Declan O'Donovans Van unterwegs, einer lahmen, violetten Familienkutsche, die wir »Deep Purple« nennen. Am Ende dieser Nacht werde ich diesen Van hassen, wie ich noch nie ein Fahrzeug gehasst habe.

Von der Rückbank aus sehe ich Declans gelbe Augen im Rückspiegel, zwei Schlitze unter einer pickligen Stirn und stumpfen braunen Haaren. Ich kann ihn nicht ausstehen, diesen drahtigen Zwerg mit der unreinen Haut und der stoppligen Gesichtsbehaarung, die außer ihm selbst wohl kaum jemand als »Bart« bezeichnen würde. Es sind vielmehr einzelne Borsten, die zwischen den roten und gelben Erhebungen seiner Gesichtslandschaft hervorsprießen. Dicht unter Declans Spiegelbild baumelt ein Rosenkranz. Die O'Donovans stammen aus Irland und nehmen das bei der Kindstaufe gegebene Versprechen, ihre Sprösslinge im katholischen Glauben großzuziehen, überaus ernst.

Ihr Sohn Declan, das älteste von acht Kindern, wurde folglich nicht auf die »Porter Creek«, sondern auf die »Vanier Catholic High School« geschickt, was ihn nicht daran hinderte, sich in Porter Creek herumzutreiben und einer von Joshs besten Kunden zu werden.

Wir biegen auf den Alaska Highway ein und fahren Richtung Süden.

Josh sitzt auf dem Beifahrersitz. Hinten drängeln sich Graham, Bernie, ich und fünf GT-sleds. Nach 6 Kilometern biegt der Deep Purple in einen Feldweg ein, dessen makellose Schneedecke gegen die einsetzende Dämmerung leuchtet. Vorsichtig drücken wir dem Weiß unsere Reifenstempel auf. Bald geht es steil und schließlich zu steil bergauf. Die Steigung lässt dem schneekettenlosen Van nicht den Hauch einer Chance. Wir kapitulieren. Mit verbissenen, entschlossenen Gesichtern werden die GTs geschultert.

Ein GT ist ein kleiner Schlitten auf drei Kufen. Standardmodelle bestehen aus zwei Seitenskiern (links und rechts), einem Plastiksitz (oberhalb und zwischen den Seitenskiern gelegen) und einem, mit dem Lenkrad verbundenen Frontski. Die einzelnen Elemente werden von einem Metallrahmen zusammengehalten. Im Ganzen sind die Schlitten etwa 120 cm lang, 50 cm hoch und wiegen um die 10 Kilo.

Ich verscheuche die sehnächtigen Gedanken an meinen federleichten, kirschroten Plastikbob, zwingen mich zu Optimismus und Tapferkeit und hieve mir die Last auf den Buckel.

Josh führt unseren Fußtrupp an. Wir stoßen in stilles, bewaldetes Gebiet vor. Mit der rechten Hand umklammere ich den Metallrahmen, die Linke wehrt die Peitschenhiebe der Fichtenzweige ab. Bereits nach wenigen Hundert Metern verschwindet der schmale Pfad zwischen den Stämmen. Der Wald wirft eine Decke aus Dickicht über meinen Vordermann. Zweige verschränken sich und schließen mich aus, andere stechen feindselig auf mich ein. Der bläulich-weißlich schimmernde Schneesumpf reicht mir bis zu den Oberschenkeln, ich komme kaum noch vorwärts. Kälte und Anstieg verbrennen Lungen und Oberschenkel. Der Berg kennt kein Erbarmen. Unsere fünf Mann starke Infanterie fällt auf die Knie, wir krabbeln von einem Plateau aufs nächste, schneenass, schweißnass.

Ich bin in einen Wettlauf der Eitelkeiten geraten. Vor und hinter mir keucht es aus vier kampflustigen Kehlen, denen ihr Testosteron die Sporen gibt. Gnadenlos wird das Marschtempo erhöht. Mein Körper mobilisiert alle Adrenalinreserven. Dann sind wir oben. Wir sind tatsächlich oben! Ich ramme den GT in den Schnee, ein Gipfelkreuz aus Metall und Plastik, schließe die Augen und lasse Erleichterung und Dankbarkeit durch meine Glieder fließen, bevor ich mich den abgekämpften Gesichtern der Jungs zuwende. Kein Fünkchen Vorfriede erhellt die Mienen. Die bevorstehende Abfahrt scheint eine weitere Schlacht zu sein, die es zu schlagen gilt. Wortlos wirft sich der Erste auf den Schlitten und rast los, wir anderen hintendrein.

Ich stürze mich senkrecht zwischen die Bäume und versuche, dem schwarzen Etwas, dem

fliehenden Fleck, der vielleicht Bernie, vielleicht Josh ist, zu folgen, bemühe mich, in der Spur, oder vielmehr in irgendeiner Spur zu bleiben. Der Fahrtwind reißt an meinem Gesicht, meine Hände reißen am Lenkrad. Die Bremse ist nur zur Zierde. Ich akzeptiere die mörderische Geschwindigkeit, die steigende Wahrscheinlichkeit einer Kollision mit dem nächsten Baum und den drohenden Schädelbasisbruch. Anhalten ist unmöglich. Der Berg hat uns abgefeuert, hat fünfmal auf seinen Fuß gezielt. Wir schießen weiter abwärts, Fleischpatronen auf Kufen. Die Abstände zwischen uns werden größer. Plötzlich ist von den anderen nichts mehr zu sehen und zu hören. Ich bin verloren, denkt die Panik in mir, endgültig verloren!

Endlich beruhigt sich der Berg und flacht ab. Vor mir entdecke ich Grahams Silhouette zwischen den Bäumen. Weitere vertraute Schatten mit müde hängenden Schultern tauchen auf. Die Abfahrt hat uns den Schweiß getrocknet, jetzt wird es kalt. Als wir uns dem Van nähern hat sich der Frost längst in uns hineingefressen, überzieht die Muskeln, hinterlässt Eisblumen auf den Lungenflügeln. Beim Anblick des Deep Purple ahne ich es bereits ■... Irgendwie steht er schief. Ich hoffe auf eine optische Täuschung. Vergebens. Declan hat den Wagen in den Straßengraben hinein geparkt. Die rechte Seite steckt in den Untiefen der hohen Schneeschichten fest. Fluchend machen wir uns an die Ausgrabungsarbeiten, stöhnen, schieben und hieven ihn mit unseren letzten vereinten Kräften frei. Eine kleine Welle Hoffnung schwappt durch die Gruppe, das Ende der Tortur scheint in Sicht. Wir steigen ins Auto.

Declan tritt die Kupplung und dreht am Zündschlüssel.

Nichts. Nicht das leiseste Geräusch. Kein Stottern, kein Surren, kein Rumpeln, kein gar nichts! Ratlose Gesichter, aufgebrachtes Rätselraten, verzweifelte Wut.

»Maybe it's the battery ■...«

»No way, the battery is fine.«

»Could be the engine ■...«

»What the fuck is wrong with this car?«

»Why would I know? I'm not a fucking mechanic!«

»Fuck, fuck, fuck!«

Es bleibt dabei: Das verdammte lilafarbene Teil will nicht anspringen und ihm lässt sich kein Motorengeräusch entlocken.

Alles nur wegen Declan und seinem verschissenen Van!

Im Stillen verfluche ich die O'Donovans und all ihre Nachkommen.

Es bleibt uns nichts anderes übrig, wir müssen laufen.

Da der Weg etwas abschüssig ist, bestehen die Jungs darauf, die GTs mitzunehmen. Ich beuge mich der Mehrheit und zerre das verhasste Teil aus dem Van. Was für eine hirnlose Entscheidung ■... Bereits nach den ersten hundert Metern wird der Weg tischeben.

GTs lassen sich nicht wie andere Schlitten brav an einer Kordel bei Fuß ziehen. Sie müssen getragen werden.

Wieder drücken Metall und Plastik auf meine Schultern. Mühsam schleppe ich mich voran. Mein Rückstand zu den Jungs vergrößert sich. Die Sterne beleuchten das reinweiße Laken zu meinen Füßen. Ich könnte mich hinlegen und ausruhen, unter die Schneedecke schlüpfen, ein bisschen schlafen ■... Es wäre bestimmt nur anfangs kalt.

Die Hand, die den Metallrahmen festhält, erstarrt indes zur Kralle. Mehr als 10 km liegen zwischen mir und der Centennial. Ich versuche, meine Schritte zu zählen. Nur noch Hundert! Hundert musst du noch schaffen, bläue ich mir ein. Meine Schenkel werden schwerer, der Rücken buckliger. Schwäche kriecht in die Gelenke. Die Stolperer häufen sich. Ein Wegknicken rechts, ein Wegknicken

links. Ich starre auf meine Füße, verfolge, wie der rechte auftaucht, während der linke hinter mir verschwindet; staune, als der linke unter der Hüfte vorkommt und der rechte zurückbleibt. Sie laufen!

Ich kann nicht mehr.

Unter dem Brustbein sitzt der letzte Wärmerest. Ein panisch-scharf gewürztes Blutsüppchen siedet, dampft und bildet kleine Bläschen aus. Vor meinen Augen füllen sich die Dampfwolken mit Tränetropfen. Ich verbiete ihnen, über meinen Wangen abzuregnen.

Tausendmal »Ich kann nicht mehr«. Beim tausendundersten Mal kommt ein Schatten auf mich zu: Es ist Josh.

Ohne ein Wort nimmt er mir den Schlitten von der Schulter.

Kleinlaut, ein bisschen beschämt und unendlich erleichtert hopse ich neben ihm her, mache zwei Schritte, wo er einen macht.

Wir holen auf, die anderen sind bereits in Sichtweite. Gemeinsam erreichen wir den Highway, eine geschlagene Truppe von fünf Fußsoldaten, von denen der größte zwei Schlitten, der kleinste keinen schleppt. Ich nutze meine freien Hände, um einen Truck heranzuwinken. Wenigstens das klappt. Wir springen auf die Ladefläche, kriechen tiefer in unsere Jacken, halten uns die Handschuhe vor die Gesichter und verstecken uns vor dem Fahrtwind.

Die Kälte ohrfeigt uns bis zur Centennial, wo wir benommen und blaugefroren vom Fahrzeug zum Haus taumeln.

Das Kalenderblatt wurde oft und auf unterschiedliche Weise gefaltet. Tiefe Rillen durchziehen das Papier. Ich streiche es mit der Handfläche glatt, falte ein Eselsohr auf und entdecke eine kleine, krakelige Notiz. Bleiche, grünlich-schwarze Tintenbuchstaben verkünden:

»Jesus never carried my load Josh did.«

Ich weiß nicht, ob ich das kleine Herz, das ich der zweiten Zeile beigefügt habe, erwähnen darf. Wahrscheinlich würde es lieber im Hintergrund bleiben, sich still und leise neben der Zeile herumdrücken, bloß kein Aufheben machen.

Kleiner Schisser.

## ***Geld (2)***

Die ATM-Maschine in dem kleinen Kiosk knattert angestrengt. Ich verlange ihr einiges ab, lasse sie 30 grüne Scheine hochwürgen. In züchtigem, bescheidenem Grau hockt sie vor mir und erledigt widerspruchslos meinen Auftrag. Behutsam schiebt sie die Zwanziger zwischen ihre kleinen, metallischen Zähnnchen, öffnet den Maulschlitz, streckt mir die Scheine entgegen und wartet geduldig, bis ich sie ihr abnehme. Ein nimmermüdes, kastenförmiges Hündchen, das mir apportiert, das durch raschelnde, mit Tiermotiven und ernsten Gesichtern bedruckte Laubhaufen tobt, dem Eistaucher auf der Rückseite nachjagt und der Queen in die Wade zwickt. Ich bin anderes gewohnt; anderes Papier, andere Färbungen, eine andere Griffigkeit. Es fällt mir schwer, diese grünen Scheine ernst zu nehmen, wertzuschätzen, für bare Münze zu nehmen. Der Begriff »Spielgeld« drängt sich auf.

Doch ob sich kanadische Banknoten für mich nun falsch oder echt anfühlen, ist jetzt zweitrangig.

Fest steht, dass bei uns im Mintgrünen ein Mangel an Blassgrün herrscht, und ich diesen, wenigstens für heute, morgen und vielleicht sogar übermorgen, vergessen machen will.

Zwischen Sandwiches, bonbonfarbenen Getränken und Zigarettenschachteln versenke ich die 600 Dollar in einem Umschlag, in dem einst ein handgeschriebener Brief meiner Mutter über den Ozean flog. Der Umschlag wandert in meine Jackentasche. Auf dem Weg nach draußen stelle ich die Balance zwischen den Tascheninhalten wieder her, indem ich die linke mit einer rosafarbenen Packung »fat-freepigs« auffülle, die ich nicht bezahle. Stolz trage ich meine Beute nach Hause, nehme Schnee und Nässe und Kälte, Dunkelheit und Windstöße gelassen hin, durchquere schließlich Garten, Veranda und Vordertür und steuere zielstrebig auf Joshs Zimmer zu. Im Gehen streife ich die durchnässten Turnschuhe ab. Um die Sockensohlen zu trocknen, schlurfe ich über den Teppich im Untergeschoss bis zur dritten Tür. Ich klopfe und schiebe mich, ohne eine Antwort abzuwarten, zwei erstaunten Gesichtern entgegen.

Josh, Graham und ich. Keine weiteren Zeugen. Damit das so bleibt, lehne ich mich vorsichtshalber mit dem Rücken gegen die Tür. Lässig ziehe ich den Umschlag aus der Jackentasche, mache eine kleine Bewegung aus dem Handgelenk und lasse das weiße Rechteck auf Josh zu segeln.

Endlich sehe ich ihn fassungslos. Sein Blick springt irritiert zwischen mir und dem Umschlag hin und her.

Auch Graham sitzt, als er mitbekommt, wie viel in dem Umschlag steckt, mit offenem Mund und ungläubigen Staunaugen da. Nachdem die Botschaft, dass auch er von diesem kleinen Reichtum profitieren soll, zu ihm durchgedrungen ist, ist er geradezu gerührt. Ich winke ab und setze mich zwischen zwei feuchte Augenpaare.

Warum könnte jemand den Wunsch haben, sein Geld an Schulabbrecher, Kleinganoven, Falschschwörer und Allesversprecher, an chaotische Stoner und gescheiterte Existenzen zu verschwenden?

Die verdienen weder Vertrauen, noch Großzügigkeit!

Was ihnen zustünde, wären ein paar Ohrfeigen, vorwurfsvolle Predigten und einige beherzte Tritte in den Hintern!

Ja, ja. Weiß ich alles. Und es ist mir egal. Scheißegal.

Ich bezahle nicht nach Leistung.

Seit zwei Monaten schon begleiche ich Joshs und Derricks Miete. Nicht, weil ich großzügig, nicht, weil ich der Samariter des Hauses bin, sondern aus Eigennutz. ICH will hier leben. Ich brauche diesen Ort. Nur heute noch, nur morgen noch, bitte, bitte, ein kleines Weilchen noch ■... Die Blase darf nicht platzen.

Außerdem bin ich die Neue, eine misstrauisch beäugte Fremde ■... Warum also nicht sich einkaufen in den Kreis? Die Freundschaft der Jungs kann ich nicht kaufen, das weiß ich, aber was ist mit ihrem Vertrauen?

Ich will dabei sein, bei den nächtlichen Streif- und Raubzügen durch Whitehorse, dabei sein, wenn die Deals gemacht werden, will nicht ausgeschlossen, zurückgelassen und am nächsten Morgen von Josh ermahnt werden, doch mal wieder zur Schule zu gehen. Wer will schon das dumme, naive Mädchen sein? Was bedeuten dagegen diese Scheine für mich, diese labberigen Dinger, die mir nicht wertvoll erscheinen wollen? Sie bedeuten mir nichts.

Ein Bild aus alten Tagen entsteht in mir. Ich sehe mich mit meiner selbstgebastelten Laterne, winzig klein neben einem Pferd und einem Reiter in rotem Mantel. Mein erster Sankt Martins-Umzug. Die

Hälfte der Kinder bekam ein Gebäck aus Hefeteig in die Hand gedrückt, mit der Anweisung, es zu teilen. Ich wollte das nicht. Gab die Hälfte des Brötchens nur ungern an das rotznasige Kind neben mir ab. Der Weg durchs Dorf war lang. Ein kleiner Rest des süßen Gebäcks klebte an meinem Gaumen. Mit knurrendem Magen musste ich mit ansehen, wie die andere Hälfte meines Brötchens im Mund des Triefnasenkindes verschwand. Ich hatte einen Wolfs- hunger!

Der Ritter beeindruckte mich nicht besonders. Mit einer lange hinausgezögerten, selbstgefälligen und pompösen Geste schnitt er den roten Stoff in zwei gleichgroße Stücke. Was war daran so besonders? Er brauchte das Ding ohnehin nicht, schließlich trug er eine dicke Rüstung, an der der Novemberwind abprallte, während meine arme Laterne wild hin- und hergeworfen wurde und bei jedem Windstoß erschrocken aufflackerte. Was hatte dieser Sankt Martin, der den ganzen Umzug lang faul auf seinem Pferd saß und sich tragen ließ, mit mir, dem frierenden und hungrigen Kind zu tun? Mein Magen schrie nach dem GANZEN Brötchen!

Jetzt lagen die Dinge anders. Ich war Sankt Lis'. Das grüne Papier zu teilen, fiel mir leicht. Mühelos setzte ich ein bescheidenes Nicht-der-Rede-wert-Lächeln auf und reichte die Scheine weiter.

Ich hungerte nach Gesellschaft. Es gab nichts zu verlieren. Gefangen in der schweren, filzigen Stundenmasse der Tage zählte ich auf die Gegenwart und Aufmerksamkeit der Jungs, hoffte auf ihre Stimmen, ihr Lachen und überraschende, lebendige Ereignisse, die wie Schwerter in die zähe Masse fuhren, sie durchstachen und zerteilten und sie schließlich zum Schmelzen, zum Verschwinden brachten.

Ich teile mein Geld, sie zerlegen meine Zeit, lautete mein Wunsch.

Der Hunger nach Zerstreung war – nein, der Hunger IST unstillbar, so maßlos wie die Zeit.

Um die von mir so heftig herbeigesehnten zeitlosen Momente erleben zu können, brauchte ich jede Menge günstiger Gelegenheiten.

Damals gab ich mich der Illusion hin, ein bisschen dran drehen und mir das Gewünschte erschleichen zu können. ... Die Scheine fühlten sich wie kleine Spickzettel an, die die Bewertung der Gegenwart etwas nach oben korrigieren können.

Die Zeit in der Centennial war eine fortwährende Steigerung des Selbstbetrugs. Pausenlos erhöhte ich Tempo und Einsatz. Manchmal stelle ich mir diese Tage als Sequenzen von drei oder vier in Panels eingefassten Zeichnungen vor. Fette, rote Ausrufe in Druckbuchstaben begleiten die Bewegungen der Lisa-Figur. PUSH! PUSH! PUSH YOUR LUCK, heißt es in jedem Bild.

Seit gestern ist, was lange befürchtet wurde und längst überfällig war, Realität geworden. Mit der Post wird uns mitgeteilt, dass wir das Haus bis zum Ende des Monats geräumt haben müssen.

Ein Grund mehr, sich exzessiv zu berauschen!

Jede Nacht ist die letzte. Wir nähern uns der Klippe des nächsten Monats. Wir werden springen müssen!... Aber noch nicht heute!

Eine große, bunte Gruppe mit vielen neuen, ungewohnten und unbekannten Gesichtern hat sich in Joshs Zimmer versammelt. Die Endzeitstimmung zieht sie an. Gierige Meute.

Betört vom Duft der Vergänglichkeit schwirren Autos und Menschen um unser Mintgrün bei Tag und Nacht. Jeder will seinen Anteil abzapfen, die Gelegenheit auswringen, bis zum letzten, hochprozentigen Tropfen.

Joshs kleines, kirschholzfarbenes Schränkchen, gestiftet vom Pfandleiher unseres Vertrauens, welches ich eigenhändig mit einer nackten, eddingblauen, aus einem Hanfblatt hervorkriechenden Frau verziert habe, ragt in der Mitte des Zimmers wie ein Stein aus dem Wasser. Wir bilden die Ringe drum herum, sitzen in größer werdenden Kreisen um den kniehohen Kasten. Ein randvoll gefülltes Bierglas thront auf dem hölzernen Podest im Zentrum. Wir spielen »Quarters«.

Mein Nebenmann ist an der Reihe. Er nimmt die Münze in die Zange aus Daumen und Zeigefinger. Kurzes Zögern, Anvisieren, Anpeilen, dann macht sein Handgelenk eine kleine, präzise Bewegung wie ein Schlagzeugspieler. Queen Elisabeth knallt mit dem Gesicht auf das Holz und prallt ab, die Kaributrophäe auf ihrer Rückseite schnellt hoch und im hohen Bogen auf die Schaumkrone zu. Ein Klirren von Metall und Glas; ein Glucksen – Treffer versenkt!

Aufgeregtes, schadenfrohes und anfeuerndes Johlen braust durch die Sitzreihen. Ich umfasse das kalte, glatte, nach Gärung stinkende Bierglas, blicke über den Rand in die gelbe Brühe und zwingen mich zu schlucken, gluckere bis ich Durchsicht habe. Das runde, dicke Brillenglas am Ende der Glasröhre verzerrt die Zimmerdecke. Mit dem letzten Flüssigkeitsrest kommt die 25 Cent-Münze auf mich zugerutscht. Ich fange sie zwischen den Zähnen, setze mit der Rechten das Glas ab und recke die Linke stolz gen Himmel.

So geht das, Runde um Runde.

Die Münze schlingert von Hand zu Hand. Wir werfen und treffen und trinken. Das Schlucken will kein Ende nehmen.

Plötzlich spüre ich etwas auf mir, das weder vom Spieltrieb noch von der Trunkenheit herrührt. Wie das Streiflicht einer heißen Lampe überfliegt es Wangen und Hals, wieder und wieder. Es ist ein Blick.

Meine verdunkelten, in Alkohol schwimmenden Augen brauchen eine Weile, bis sie die genaue Herkunft des Blicks, dessen Fang ich bin, erfasst haben. Ein dunkelhaariger Typ lehnt gegen Joshs Poster und wirft seine Blicke nach mir. Letzte Woche hat er sich in unserer Auffahrt mit jemandem geprügelt. Ich glaube, er heißt Kyle.

Dann eine Reihe vergessener Stunden, versumpft und ertränkt, vernichtet von Tausend Schlucken, ewig schwarz.

Am Ende jener Schwärze finde ich mich in meinem Zimmer wieder, den Rücken gegen die Wand

gepresst, Kyles Zunge in meinem Mund. Es schmeckt beschämend nach Fehler. Das hier darf niemand sehen, niemand wissen. Mir fällt Bernie ein, der hinter meiner Tür auf dem Gang schläft und Kyle nicht ausstehen kann, denke an Josh, der ■... Verdammt.

Trotzdem (oder zum Trotz?) ziehe ich mich mechanisch aus. Dreiäugig – zwei Augen im Kopf, ein getigertes um den Hals – mustere ich missbilligend die grünlich leuchtende Haut unter mir, neben mir, auf mir. Es geht schon gegen Morgen. Bald muss ich ihn hinausschaffen, ihn möglichst heimlich an Bernie vorbeischleusen, denke ich. Das Tigerauge an meiner Kette kriecht derweil über Brust und Bauch, begleitet meine Wege über den störenden Körper, der sich nicht wegwünschen lässt. Mein Blick fällt auf den Wecker neben dem Schaumgummi. Nervös stelle ich das Gestreichel ein, wende den Kopf ab und verschränke ein grün leuchtendes Armpaar vor der Brust. Wer ist noch im Haus? Wie viele Tausend Ohren kleben an diesen Wänden? Ich liege teilnahmslos auf gestrickter, kratziger Wolle, als ein fiebrig-fordernder Fragenregen auf mich niederprasselt. Ich antworte der gierig quengelnden Stimme mit nein. Nein, ich habe keine Kondome, und no, I'm not on the pill, und nein, ich hab noch nie, und nein, ich will nicht.

Der Körper unter dem dunkelhaarigen Schopf wird plötzlich schwer, massig und hart, verwandelt sich in ein verzweifelteres, bittendes, wütendes Drängen. Raue Hände drücken meine Schenkel auseinander. Unnachgiebiges Anklopfen zwischen meinen Beinen. Ausweichend schiebe ich die Hüfte nach links, dann nach rechts. Dem Klopfen kann ich nicht entkommen. Über meinem Kopf leuchtet der eisige Fensterspalt, giftig grünlich unten, dämmrig gräulich oben.

Das Atmen fällt mir schwer. Schlagartig bin ich trocken, ausgenüchtert, hellwach. Eingezwängt zwischen Schaumgummi und diesem abstoßenden Körper schreie ich Nein. Einmal, zweimal. Beim dritten Mal begreife ich die Vergeblichkeit, spüre, wie etwas vorstößt, sich in mich fingert. Mit ruckenden Bewegungen dringt es weiter ins Verborgene vor, rutscht und drückt und steckt seinen Kopf wieder und wieder in etwas, was einst samten und violett, geheimnisvoll und geheiligt, unberührt und ungesehen war. Als ich versuche, mich aufzurichten, fährt mir eine Hand ins Haar, dreht sich, macht eine Schlinge aus Strähnen und reißt mich nieder. Der Schaumgummi rutscht Richtung Wand. Mein Schädel macht dumpfe Geräusche. Ich verdrehe den Hals, versuche, die andrängenden Stöße zu verhindern. Meine Hüften werden taub. Über mir schwebt tiefend nass eine verzerrte Fratze. Überall Salz, Körper, Glitschen und Gleiten. Ich sehe meine ohnmächtigen, wächsernen Schenkel. Überwältigt, gespreizt und untüchtig gemacht beschreiben sie einen Winkel, der Flucht unmöglich macht. Kyles Tiergrimasse klebt in meinem Augenwinkel. Er ist seine eigene Marionette, gesteuert, bewegt und gerüttelt von dem Strang, der roten Schwellung, die mich aushöhlen, die mich stopfen will. Ich liege still, mir selbst in jeder Pore fremd. Es geht zu Ende.

Die Last rollt von meinen Rippen, ich spüre mich aufatmen. Kyle steht auf, zieht sich an und schnürt seine Stiefel zu. Braune, derbe, peinliche Treter, direkt neben meinem Kopf. Sogar für sein Schuhwerk schäme ich mich. Niemand darf ihn sehen, ihn und diese Stiefel. Keine Seele darf das wissen. Er war niemals hier.

Kurz vor Sonnenaufgang schleicht Kyle unbemerkt nach draußen. Seine Abschiedsworte treffen mich allein, dringen in meine Ohren, klingen lange nach. »I'll get you the morning-after-pill«, sagt er. Sonst nichts.

Ich sitze allein inmitten eines zerwühlten Lagers. Durch das gekippte Fenster höre ich seine Schritte durch die Einfahrt knirschen. Mit zittrigen Händen stecke ich das Licht aus. Ich kann es nicht mehr ertragen, dieses geschlängelte, längliche Grün.

Zwischen meinen Beinen rinnt ein kleiner, klebriger Fluss, weißlich, gelblich, nicht Milch, nicht

Eiter, nicht Lymphe, ein Geruch wie dunkle, blühende Büsche, faulig an den Rändern süßlich, scharf, verwesend.

Meine Schenkel, Knie und Schienbeine gehorchen mir wieder, halten mich auf den Füßen, tragen mich ins Bad. Ich stütze mich auf die glatte, neutral weiße Keramik und lasse es würgen, lasse den Magen krampfen und die Kehle keuchen. Jeder Muskel ist Zittern. Alles schüttelt sich, schüttelt ihn ab, bäumt sich auf, buckelt und wehrt sich zu spät gegen den Zureiter mit den lächerlichen braunen Stiefeln. Galle wäscht mir den Mund aus und ätzt den fremden Speichel weg. Ich steige in die Dusche und feure Salven heißen Wassers auf jede Stelle, die er berührt und vollgeschwitzt hat. Jeden Tropfen meines Blutes will ich filtern, jede Ecke meines Inneren ausbürsten, die Scheide in Essigreiniger einlegen, für lange, lange Zeit. Hilft alles nichts. Wir sind verbunden, er und ich. Einem Spinnentier gleich hat er seinen weißen Faden in mich geklebt und keimendes Leben hinterlassen, gefährliche, kleine Zellen, von denen ich nicht weiß, was sie in mir anstellen, die ich nicht am wuseln und befruchten und wachsen hindern kann. Nicht dran denken, nicht drüber sprechen! Und wenn nun –  
■... Schluss! Aufhören! Nicht nach Worten dafür suchen! Es darf nicht sein!

Es gibt kein heißes Wasser mehr. Während ich den Duschvorhang aus Plastik zurückschiebe, fällt mir ein, dass heute Sonntag ist.

Bald wird meine Schwester durch unsere Einfahrt stapfen. Wir werden ins Auto steigen und auf die Fir Street zurollen, um auf roten Samstühlen Platz zu nehmen, Leroys Predigt zu hören, zu singen und Jesus Christus für unsere Errettung zu danken.

Ich muss bleich gewesen sein. Vielleicht auch etwas wortkarg.

Das Klavier beendet das Vorspiel, wir erheben unsere Stimmen zum ersten Lied. Aus meinem Hals dringt kein Laut, kein einziger Ton, nur trockenes Würgen. Ich wanke aus meiner Stuhlreihe, stoße Türen auf, übergebe und ergebe mich. Meine Mitte bricht in sich zusammen, ich sinke auf die Knie und umklammere den ovalen Heiligenschein aus Porzellan, atme, schluchze, würge. Die verschlossene Klotür dämpft die besorgte Stimme meiner Schwester. Mit letzter Kraft lüge ich sie an und erzähle eine Geschichte von Nahrungsmitteln mit überschrittenem Haltbarkeitsdatum.

Dennoch wird gnädig mit mir verfahren. Die christlichen Werte erwirken eine Gottesdienstpause, ich darf mich hinlegen.

In Leroys winzigem Büro lege ich mich auf meine Jacke und lasse mich von meiner Schwester zudecken. Ich bin zu lang für diese Kammer, liege quer, den Oberkörper unter des Pastors Schreibtisch. Das Holz, die Bücher, der staubige Geruch und die leisen Klavier- und Singstimmen aus dem Off wirken beruhigend. Ich schlafe ein.

Der Sonntag vergeht, dann der Montag. Noch immer kleben Kyles Spinnenfäden in mir. Taub, stumm und blind tappe ich im Haus umher, stoße auf Angst, stolpere über meine Panik. Ich stemme mich gegen alle Gedanken an meinen Bauch. Es darf nicht sein!

Montagnacht steckt mir Bernie einen Zettel zu.

»From Kyle. I don't know what it is ■...«

Meine Blicke flitzen auf seinem Gesicht hin und her, suchen in jedem Winkel, nehmen ein harmloses Wimpernzucken auf, das Weiten und Verengen der Pupillen, jede feinste Linie, lassen nichts aus. Ich will mir sicher sein. Ahnt er was? Weiß er was?

Ich falte den Zettel auf. Blaue Kugelschreiberlinien fügen sich zu einer kleinen Karte. Das Schulgebäude, die Straße, die Sportplätze und das angrenzende Wäldchen sind eingezeichnet. Ein Kreuz, daneben Datum und Uhrzeit, weiter nichts.

»What is it? What's going on there?«

Bernies ehrliche Neugier und die harmlose Skizze beruhigen mich. Bernie weiß nichts, wird nichts erfahren.

Morgen werde ich den Anweisungen des Zettels folgen, zur verabredeten Zeit durch die Bäume auf den Juniper Drive zu stapfen, am Straßenrand warten und kurz darauf in sein Auto steigen. Wir werden den Mountainview Drive Richtung Süden bis nach Downtown Whitehorse hinab gleiten, unseren Stamm-Liquorstore auf der Second Avenue passieren, in den Lewes Blvd einbiegen und den Yukon River überqueren. Nach der Brücke folgen wir der Straße den steilen Hügel zum General Hospital hinauf. Ich versuche, mich auf die Strecke vor mir zu konzentrieren, Kyles Profil im Augenwinkel. Sein Bild ist nicht wegzuleugnen. Er ist da, er existiert. Sein Geruch erregt Brechreiz. Ich versuche, durch den Mund zu atmen.

Wir parken vor dem Krankenhaus, er nennt mir eine Zahl. Schweigend steige ich aus, schreite die flachen, nummerierten Gebäude ab, drücke eine Glastür auf. Im Wartezimmer steht ein großes Bonbonglas mit Kondomen. Ich fülle einen Bogen aus, schreibe irgendeinen Namen und ein paar Daten hinein. Die Ärztin nimmt mir Klemmbrett und Fragebogen ab, fragt, was sie fragen muss, und händigt mir zwei kleine, runde Pillen aus. Eine weiße für jetzt, eine hellblaue für später. Andächtig lege ich mir das weiße Rund auf die Zunge. Dankbar schlucke ich die Gabe, die mich retten, mich vor den Möglichkeiten meines Leibes bewahren wird, präzise, zuverlässig und besser als Jesus es je gekonnt hätte. Der Faden ist durchtrennt.

Auf dem Weg nach draußen werfe ich einen Blick auf die Broschüre, die mir die Ärztin zum Abschied in die Hand gedrückt hat. Eine Aufklärungsbroschüre im Bildzeitungs-Design. »NOT 2 LATE« schreit die Schlagzeile, »EMERGENCY BIRTH CONTROL« und ein weißes, alleinstehendes »PILLS« bilden die Unterschrift, darunter Schwärze, dann eine Telefonnummer. Ich falte das Papier in der Mitte und stecke es in die Hosentasche.

Auf dem Rückweg ist die Stimmung verändert. Kyle fährt schneller, lässiger, er wirkt aufgeheitert, erleichtert. Gleich müssen wir abbiegen, die Ausfahrt zur Centennial nähert sich.

Wir verpassen sie.

»Do you wanna have some fun?«, kommt es vom Fahrersitz her.

Ich suche nach meiner Stimme und krächze die einzige mir mögliche Antwort. »Sure I...«

Dann kiesiges Knirschen, ein Waldweg. Schwer beladene Schneebäume, die traurig die Zweige hängenlassen. Der Sitz streckt den Rücken durch, ich liege flach. Leder, Scheiben und Armaturenbrett peinigten mein nacktes Fleisch mit ihrer Kälte. Die Scheiben beschlagen schnell. Das Auto riecht nach Kondom. Jetzt ist er da, der Schmerz. Mit zusammengebißenen Zähnen versuche ich, die Hüften außerhalb der Reichweite der stumpfen Nadel zu bringen, die mich Stich um Stich vernäht, rhythmisch einsticht und aufreißt und mich an den Autositz pinnt. Was sich bewegt, wird zurechtgestoßen. Der Schmerz ist ein Dynamo. Vor meinen Augen erhellt sich die Fahrzeugkabine, ich erkenne die Grimasse vom Sonntag wieder. An den angelaufenen Scheiben haften Körperspuren, verwischte Löcher im Dunst, die mich die Bäume sehen lassen. In einer Fensterecke defloriert die hitzige, stechende Eile, die diesen Wagen beherrscht, sechsblättriges Eis. Jeder Fingernagel, jeder Türgriff erscheint überscharf, mit feinsten zugeschnittenen Kanten, Bilder wie Rasierklingen zerschneiden mir die Augen. Wenn er nicht sofort aufhört, muss ich schreien.

Er kommt zum Höhepunkt. Dann ist es ausgestanden.

Bald wird ein Jäger, ein Karibu oder ein Kojote neugierig an dem gräulich-blassen Gummi schnuppern, der da, achtlos aus dem Beifahrerfenster geworfen, im Schnee liegt, die Außenhaut voller Schmerzpartikel.

Wir fahren. Erreichen die Centennial.

Ich steige aus und taste im Gehen nach der kleinen, hellblauen Pille in meiner Tasche. Es ist vorbei.

## 27.

»Wenn ich mich niederlegte, sprach ich: Wann werde ich aufstehen? Bin ich aufgestanden, so wird mir's lang bis zum Abend, und mich quält die Unruhe bis zur Dämmerung.« (Hiob)

Die Bilder dieser Tage, es sind die ersten Februartage, nein, es WAREN die ersten Februartage – wohin mit ihnen, wohin nur?

Ich lasse sie nicht gerinnen, will nicht, dass sie sich verfestigen, fürchte mich vor Krustenbildung, Schorf und Erstarrung. Ich gönne ihnen keine Substanz, keine Schwere. Ich will ihr Gewicht nicht spüren, weigere mich, diesen Ballast auf mich zu nehmen, bin nicht zur Lastenträgerin geboren, fürchte einen krummen Rücken und Schlimmeres. Natürlich trocknen sie trotzdem, die Abzüge jener Nacht. Fertig entwickelt hängen sie da, verkleben mir den Schädel.

Aber langsam, fast unmerklich, verlieren die Bilder ihre Lebendigkeit dann doch. Gewöhnung und Vergessen setzen ein. Ich helfe dem nach. Entzweie, was zusammenhängt, trenne Bezüge, verschiebe, vereinzele die schmerzhaftesten Stücke. Das klebrige, milchige Weiß zwischen aufgeklappten Schenkeln verbanne ich in die entfernteste Ecke meiner Schädelgalerie, das Bild grünlicher Haut in die entgegengesetzte. Meine Angst fährt die Fingernägel aus, zerkratzt Oberflächen, zerreißt, zerfetzt und zerteilt die Leinwand dieser beiden Februartage. Ein Mosaik aus Lumpen, dessen Farben verlaufen, ineinander rinne und sich zu schmutzigem Nonsens mischen.

»You're so sexy I...«

Immer wieder dasselbe Mantra. »You're-so-sexy-You're-so-sexy-You're-so-sexy«.

Auf einmal hab ich es im Ohr, dieses Gestöhne. Es überfällt mich, wenn der Morgen graut oder Stille herrscht; wenn Ruhe sein soll, und nur noch das Kratzen und Gleiten von Schreibstiften und das Atmen der mich umzingelnden Mitschüler zu hören sein sollte. Ich klage nicht, verwandle mich stattdessen bei jeder Gelegenheit in den Seemann. Immer bin ich in Trinklaune, singe wütend, verfluche das Wasser und lobe den Rum. Das gefürchtete Monatsende dicht vor Augen, verzichte ich auf weitere Kirchgänge, kümmere mich um nichts mehr außer um meine Jungs. Ich schwebe durch die Wochen, überlasse es meinem Körper, die Sonnenauf- und -~~u~~ntergänge zu zählen. Die Glieder wollen keine Ruhe geben, kündigen mit stetig zunehmendem Prickeln vom Ablauf unserer Frist. Meine innere Uhr ist gestellt. Sie tickt die Tage herunter.

Doch meine Auslöschungsversuche werden jäh gestört, sabotiert durch wütende elterliche Anrufe und schwesterliche Ermahnungen.

Besorgten Lehrkräften der Porter Creek Secondary High School ist aufgefallen, dass sich meine Fehlstunden nicht nur häufen, sondern auftürmen, hoch und höher. Offensichtlich sahen sie sich genötigt, diese Beobachtungen an meine Erziehungsberechtigten weiterzuleiten. Das entfachte Misstrauen zieht weitere Kontrollen nach sich. Nicht nur mein Alltag, auch meine Kontobewegungen werden unter die Lupe genommen. Zahlenkolonnen sagen gegen mich aus. Im Schulgebäude schnuppern Spione in Cordhosen an meinem Atem. Tausend Augen glotzen in mein Leben, ohne zu sehen, was wichtig ist. Instanzen, die überwachen und kontrollieren, und doch nichts verhindern können. Was sie zu bedenken geben, sind Sprüche aus Asche, ihre schützenden Bollwerke

Lehmhaufen. Sie haben keine Ahnung.

Erklärungen wollen sie! Immer wieder Erklärungen. Ich sage nichts mehr, gar nichts mehr, lasse das Telefon weiter klingeln. Wo ist das Geld, wollen sie wissen, wo ist das Geld? Wo warst du in all den Stunden, fragen sie mich, was hast du getan? Tapfer schweige ich. Schließlich bin ich Seemann! Ich trinke und singe, aber sage kein Wort.

Am Donnerstag habe ich die Wolldecke in die Mülltonne getreten. Minutenlang starrte ich mit brennenden Augen auf das gestrickte Stück Elternhaus. Ein Stück Zuhause im Restmüll. Ich habe keine Wahl.

Woran soll ich mich jetzt festhalten?

Ich wünsche mir das Gesicht meiner Mutter herbei und erschrecke. Ich kann es mir nicht ins Gedächtnis rufen. Verzweifelt hangle ich mich an den Fakten entlang, denke an ihr dunkles Haar, will mich zu Stirn, Brauen und Augen vorerinnern und sehe – nichts. Nichts und darunter etwas Tierisches, Grimassenhaftes, Männliches ... Aufhören, sofort aufhören! Lass das Denken, lass das Erinnern! Geh nach oben an den Kühlschrank! Halt dich fest, halt dich an der Flasche fest und lass es brennen. Klopfe bei Josh, frag ihn, ob er was rauchen will, nun geh schon, geh! Wehleidiges Opfergetue, sentimentale Grübeleien ■... Damit muss Schluss sein, hörst du, Elisabeth, Schluss sein, ein für allemal!

Ich wollte niemals etwas tun, was Konsequenzen hat. Das hat sich bis heute nicht geändert. Ich weigere mich, die Konsequenz anzuerkennen, diesen Denkfehler, und lebe ausschließlich im Moment, in der Vereinzelung, Moment für Moment für Moment. Da gibt es keine Konsequenz. Auf A folgt nicht B folgt nicht C.

Auch die eiserne Kette von »heute«, »gestern« und »morgen« verabscheue ich zutiefst.

Der Seemann bietet jeder menschlichen Logik die Stirn. Ich befahre mein Meer, bin ein Tropfen in einem Ozean voller Leben. Atemzug für Atemzug kondensiere ich ins Blau. Meine Bläue versiebenfacht sich, ich segle weiter. Ich versammle Fässer voll Rum unter der Flagge der Unverwundbarkeit und lasse die Pest über die Planke gehen. Kapitän Kerz, das bin ich.

Der Mann mit den braunen Stiefeln?

Nur eine Nebenrolle, die ich Kyle getauft habe und mitspielen lasse. Das hat keine weiteren Konsequenzen. Er wird verschwinden, wenn ich es befehle, und davonflattern wie Geldscheine, die sich selbst zu grünlichen Kamikazefliegern falten und todesgewiss auf schneematschige Pfützen zusteuern, wo sie die sichere Auflösung, Auslöschung und endgültige Entwertung erwartet.

Wo fliegt es hin, das Geld? Sag es uns, Tochter!

Ich weiß es nicht. Mein Körper ist ein undurchdringlicher Block aus Schweigen.

Was mit dem Geld passiert ist, wollen sie wissen? Nun, es ist vergangen, wie alles vergeht. Ich hab's benutzt, wie ich benutzt wurde, verschwenderisch und gedankenlos. Anpassung könnte man das nennen. Wofür sollte ich mich rechtfertigen?

Das Leben gebiert uns alle ungefragt. Es zerrt uns aus den weichen, sonnengebräunten, nach Creme und Milch duftenden Armen unserer Mütter und wirft uns auf die Straße. Wir leben und handeln, ohne zu wählen.

Und wieder hallt mein Name durch den Schullautsprecher.

»Elisabeth Kerz, please report to the office ■...«

Die peinlichen Befragungen wollen kein Ende nehmen.

»Take a seat. You know why you're here, don't you? We've had this talk before. Well, I was looking for your name on last week's attendance list ■... Couldn't find it on Monday, couldn't find it on Tuesday ■... I thought we had an agreement? Elisabeth, you're a smart girl. I shouldn't have to

remind you of the importance of good attendance and punctuality ■... I'm afraid I'll have to call your sister ■...«

Fehlstunden. Verschwundene Stunden. Die Sanduhr hat ein Loch.

Der Wind verweht die Quarzkörnchen. Kleine Zeiteinheiten wirbeln unwiederbringlich durch die Luft, prasseln auf fremde Windschutzscheiben und mischen sich in den Straßenstaub.

Ich hätte sie gerne wieder, all die verlorenen Stunden, in denen ich nichts als älter geworden bin. Davon will der student counselor natürlich nichts wissen. Ihn interessieren nur die fehlenden Schulstunden, und ich kann mir selbst nicht erklären, wann und warum ich der Schule ferngeblieben bin. Keine Ahnung, wo ich war, oder was ich gemacht habe. Die Vormittage sind weiße Tipp-Ex-Flecken.

Er redet weiter auf mich ein. Sätze, deren Enden nach oben gebogen sind, die in fragenden Höhen enden, höre ich nicht. Fragen werden weder bearbeitet, noch beachtet, noch bedacht.

Der Februar ist ein anstrengender Monat.

»Die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir, mein Geist muss ihr Gift trinken, und die Schrecknisse Gottes sind auf mich gerichtet.« (Hiob).

Tausend Fragen, tausend Bilder, tausend Milliliter – meine Leber und ich, wir filtern wie besessen, entgiften aufs Eifrigste.

16 Jahre habe ich gelebt, ohne mir auch nur einen einzigen Damm zu errichten. Jetzt ist es zu spät. Die Konsequenzen brechen herein und überschwemmen mein Land.

Die Tage vor unserem endgültigen Rauswurf zu rekonstruieren, ist mühsam. Ich versuche, die wenigen klaren Momente einzusammeln, die wie Glasmurmeln über einen schwankenden Boden rollen. Wie eine Katze jage ich die kleinen Kugeln, in denen noch Licht ist, versuche, sie aneinanderzureihen, fädele sie auf mein Zeilengarn, halte mir die Kette aus Widersprüchen und Ungereimtheiten vor, wage mich an Beschreibungen, die immer unverständlicher, undurchsichtiger werden und endlich im Papierkorb landen. Nur diese kleine Episode, die sich in der Woche vor meinem Auszug aus der Centennial ereignet hat, lasse ich stehen:

Heute habe ich einen Termin bei »Northern Esthetics«, einem winzigen Piercingstudio in Downtown Whitehorse, wo sich die Mehrheit meiner Bekannten regelmäßig verschiedene Körperteile durchstechen lässt. Pünktlich betrete ich das Studio, bereit, meine Schmerzfreiheit zu beweisen. Ich ziehe den beigefarbenen Vorhang zu, setze mich auf eine mit weißem Einwegpapier überzogene Untersuchungsliege und mache den Oberkörper frei. Gänsehautschauer überlaufen mich, als der Gummihandschuh der tätowierten Frau mittleren Alters seinen weißen Zeigefinger krümmt und mehrere Pumpstöße Desinfektionsspray auf meine rechte Brust spritzt. Vorsichtig hebt meine Brustwarze ihr scheues, korallenfarbenes Köpfchen. Die Handschuhe schnappen zu, werden zu Gummizangen, die das zarte Ding in den Schwitzkasten nehmen. Es gibt kein Entrinnen mehr.

Ich beobachte die dicke Nadel, die sich dem blässlichen Rot in die Seite bohrt. Eine kleine Hinrichtung, in Zeitlupe vollstreckt. Ein silbernes Ringlein besiegelt und beglaubigt den Vorgang. Dieses kleine, silbrige Siegel, dessen Mitte eine blaue Perle ziert, martert von jetzt an mein Korallenköpfchen. Bauch und Schlüsselbeine schielen bewundernd nach dem Krieger mit Kopfschmuck auf dem Porzellanhügel. Und ich? Ich habe nichts gespürt. Nicht das Geringste.

Seht her, ich bin frei von Schmerz! Frei, frei, frei!

Beringt, beschwingt und bestätigt verlasse ich das Piercingstudio.

Vielleicht klappt es ja doch mit dem Vergessen, denke ich und schalte den Discman ein.

Als der Bus kommt, ist die Sonne längst verschwunden. Die Erde hat sich gedreht. Meine Füße haben die Haltestelle 46 mal umrundet. Noch 32 Minuten bis zur Endhaltestelle. Nach 29 wechsele ich die CD. Die Bustür gehorcht auf Knopfdruck und öffnet ihre Schleusen.

Ich drücke die Play-Taste und das Profil meiner Schuhe in den Schnee. Meine Schritte passen sich dem Rhythmus von The Offspring an. Dexter Hollands Stimme begleitet mich bis zur Centennial. Innerlich singe ich mit:

»There was a time, looking through myself wanting to pretend if I escaped, I could fill myself I don't think you can been far and wide but that hole inside never really leaves I went away, what I really left left behind was me

It's telling me to be on my way home I... million miles away I can't stay I can't stay million miles away.«

Ich stehe im Gang und sehe zu, wie Josh seine Tasche packt. Es zieht. Irgendjemand hat vergessen, die Haustüre zu schließen; sie steht sperrangelweit offen. Das Partyvolk ist ausgeflogen, hat in wilder Panik die Flucht ergriffen, sobald es die Ankunft der Polizei gewittert hat.

Die Gesetzeshüter werden für ihre Razzia den falschen Zeitpunkt erwischen. Man könnte fast meinen, wir hätten sie selbst geplant.

In wenigen Stunden wird die Basketball-Mannschaft der Porter Creek Secondary High School auf dem Weg zu ihrem Auswärtsspiel in Fairbanks, Alaska sein. Wenn die Uniformierten hier auftauchen werden, wird Josh bereits die Grenze überquert haben, um auf amerikanischem Boden einen Ball zu dribbeln.

Derrick und Blake haben sich seit Tagen nicht mehr blicken lassen. Ich vermute, sie haben sich bei ihren Eltern zu Hause verkrochen.

Bernies Rücken habe ich letzte Nacht noch gesehen:

Ich stehe am Wohnzimmerfenster, hinter mir Höllenlärm, und kühle mir die Stirn am Fensterglas, als ich seinen Schatten im Schnee entdecke. Behutsam lege ich die Handfläche auf die kleiner werdende Berniefigur und helfe ihr, die Einfahrt hinaufzuklettern. Sie erreicht die Straße, tritt in die orangefarbenen Kegel der Laternen, und für einen Moment ist mir, als drehe sie sich zu mir um. Ich winke. Dann werde ich vom Partytumult verschluckt, angegröhlt und zum Anstoßen aufgefordert. Beim nächsten Blick zum Fenster sind Lichtkegel und Glas leer.

Menschen und Gegenstände rumsen gegen Wände, Bässe lassen die Böden pulsieren. Faustgroße Löcher und Verwüstung in jedem Zimmer.

Um 2 Uhr früh klingelt es. Die Nachbarin steht, die Arme fest um den Körper geschlungen, mit bebender Unterlippe und zitternder Stimme auf unserer Veranda. Sie friert, hat Angst, ist wütend. Im Überschlagen ihrer Stimme liegt ein Schluchzen, ihr Weinen ist ganz nah. Ich brauche einen refill.

In all dem Chaos bittet mich jemand um eine Schere. Seltsamerweise erscheint mir diese idiotische Bitte plötzlich unheimlich wichtig. Hektisch durchsuche ich Schränke und Schubladen und werde tatsächlich fündig. Wenige Minuten später wankt eine johlende Rotte KPlers ins Haus, sie stützen einander und klopfen sich siegestrunken auf die Rücken. Einer hat das Telefonkabel der Nachbarn gekappt, »so they can't call the police !...« Dafür also die Schere.

Spätestens jetzt ist klar: Dies ist die letzte Nacht, der letzte Streich.

Der Schnitt durchtrennt unsere Nabelschnur zum mintgrünen Haus endgültig, es wird uns nicht länger mit Partyräumen und Schlafplätzen versorgen.

Ich stehe noch immer im Gang. Es ist kalt. Mein Blick klebt an Joshs Händen. Hastig zerrt er den Reißverschluss zu, wirft sich die Tasche über die Schulter und stürmt an mir vorbei. Auf der letzten Stufe fällt ihm etwas ein. Zögernd setzt er den Fuß auf den Treppenabsatz. Ein kleiner Ruck geht durch seine Schultern, dann dreht er sich um.

Abgehetzt sieht er aus. Über dem braunen Auge hebt sich eine hilflose Braue, das blaue springt ungeduldig hin und her.

»Lis', you !...«

Ich schüttele den Kopf.

»No I... you go ahead.«

»But –«

»I'll be fine.«

»Are you sure? I mean –«

»Listen: I'LL BE FINE! Now get going, the cops will be here any minute.«

Er rührt sich nicht vom Fleck, ringt mit sich, zweifelt. Ich sammle Kraft.

»You want me to kick you out or what?«

Mein Tonfall entlockt ihm ein kleines Grinsen. Er winkt mich zu sich heran.

»Come here, give me a hug.«

Wir umarmen uns, erlauben uns ein Klammern, nur einen Atemzug lang, dann rennt er zum Auto.

»Take care«, flüstere ich vor mich hin und schließe die Tür.

Ich bleibe allein in der Stille. Das Haus gehört mir.

Fahl und grau liegt das Morgenlicht auf den zersprungenen Küchenfliesen. Eine Sprungfeder ragt aus der Sofalandschaft, die Polster scheinen ihre Bezüge gesprengt zu haben, im Stoff klaffen Wunden. Ein dunkelroter, leberförmiger Fleck bildet das Zentrum der Seenlandschaft auf dem Teppich, daneben Glassplitter und Happy-Meal-Verpackungen.

Langsam und vorsichtig balanciere ich auf Zehenspitzen durch dieses Stillleben der Verwüstung, zeichne Wandkrater mit dem Zeigefinger nach, statte jedem Raum einen Besuch ab und erweise dem Haus die letzte Ehre.

Mit Joshs Zimmer endet meine Runde. Ich sitze in seinem Stammsessel und stecke die Lichtschlange ein, schlinge meinen Blick fest um das blaue Leuchten, mache mich an der Linie fest, lasse den Raum im schlammigen Dunkel verschwimmen und staune.

Der blaueste aller Himmel hat sich auf den schmalen Strom gelegt, er schimmert und strahlt in seinem sumpfigen Bett, zerteilt die schwarze Landschaft. Ich verfolge ihn aus der Vogelperspektive, bin weit weg, hoch oben. Meine Augen tränen. Das muss die Höhenluft sein. Sanft schließe ich die Lider und lasse zwei Tropfen überschüssiges Salzwasser ablaufen. Ich taste nach dem Telefon, wähle und presse den Hörer ans Ohr. Entschlossen jage ich Luft und Rotz die Nasenhöhlen hoch. Mit fester Stimme spreche ich in die kleinen Löcher.

»Ich bin's. Du musst mich abholen.«

Wenig später rücken Polizei und Vermieter an. Ich reiße meine braunen Augen auf, bin erstaunt, verwirrt, ein verschrecktes Reh. Die Fragen der Polizisten beantworte ich mit unverständlichem Kopfschütteln. Wieder und wieder zeige ich mit dem Finger auf meine Brust und stammle »Exchange student! Exchange student!« Ein jüngerer Polizist unternimmt ein paar halbherzige Versuche, mir meine Lage mittels Zeichensprache verständlich zu machen. Vergeblich.

»My sister I... she come I... with car I... I leave. I leave.«

Damit gibt er sich zufrieden.

Unauffällig verziehe ich mich nach unten und packe meine Tasche. Aus dem Obergeschoss dringen die Empörungsschreie des Vermieters. Wie ein Habicht schießt er die Treppen hinunter und stürzt direkt auf Joshs Zimmer zu. Möbel fliegen durch die Haustür und krachen in den Schnee. Auch die heilige, stets auf einem Kissen ruhende Glasbong fällt der Wut unseres Landlords zum Opfer. Mit schrillum Gekirre zerplatzt sie auf der Veranda. Ich stelle mich mit meinem Gepäck nach draußen und warte, bis der rostrote Truck meines Schwagers vorfährt. Wir verzichten auf die Begrüßung und laden schweigend meine Habseligkeiten auf. Es ist ein fassungsloses, vorwurfsvolles, verbittertes

Schweigen, das mir da entgegenschlägt.

Ich verstaue Joshs Stereoanlage auf dem Rücksitz und versuche, die feindseligen Blicke meiner Schwester zu ignorieren. Die Lautsprecher sind schwarze, harte Teddybären, die ich gegen meine Brust drücke.

Ich kann nicht anders, etwas will ich retten. Diesen einen Funken will ich davontragen, ein Licht für mich, vielleicht.

Wir fahren Richtung Mendenhall. Bald spüre ich das Haus nicht mehr in meinem Rücken. Der Wald bedrängt den Highway. Die Sonne hat sich den Himmel hinauf bemüht, Brillanten funkeln im Weiß, zwinkern mir zu. Kleine, spitze Blendsterne erinnern mich an jene alte Hörspielkassette, die in einer grauen, mit Glitzerpartikeln aufgepeppten Hülle steckte, und an das Märchen, dessen Inhalt für mich jetzt auf einen einzigen, in weinerlichem Tonfall vorgetragenen Satz zusammengeschrumpft ist: »Was soll nun aus mir werden?«

Mendenhall Subdivision. Hier hat sich nichts verändert. Das Grundstück grenzt noch immer an den Cul-de-sac, die kleine Hütte verharrt in ihrer geduckten Stellung, der rostig blaue VW-Bus glotzt gutmütig vor sich hin. Im Hintergrund wartet die Baustelle meines Schwagers darauf, dass es Frühling wird.

Ich sitze fest. 120 km liegen zwischen mir und allem, was mich interessiert. Die fehlende Fahrerlaubnis macht mich bewegungsunfähig, die Kontaktsperre zu den Jungs unschädlich. Ohne Fahrzeug zu sein; bedeutet im Busch so viel wie ohne Schuhe zu sein. Man kommt nicht weit, es sei denn, man besitzt die Tollkühnheit, tödliche Strapazen auf sich zu nehmen.

Der Gedanke, Überwachung und Einöde zu entfliehen, schlüpft mit mir in den Schlafsack zu Füßen des Ehebetts und hält mich wach. Wenn es Morgen wird, setze ich mich neben den Ofen, spinne Pläne und rechne meine Chancen aus.

Der Bus, meine einstmalige Bleibe, nimmt derweil ein Schaumbad. Blauer Lack schimmert durch die pulvrigen, weißen Hügel. Wenn es nicht bald aufhört zu schneien, wird er ertrinken, aber das scheint ihm nichts auszumachen. Widerstandslos fügt er sich in sein Schicksal. Das stolze Bewusstsein, bereits zu den Klassikern zu gehören, trägt ihn durch den Winter, seinem zweiundzwanzigsten Frühling entgegen.

Er würde niemals für mich anspringen. Hat er gar nicht nötig.

Der Truck hingegen steht einladend, vollgetankt und fahrtüchtig da. Die großen, winterfesten Reifen mit dem zentimeterdicken Profil und die rostrot lackierte Karosserie erscheinen gestochen scharf, wie mit dem Skalpell aus dem Schnee geschnitten. Aber selbst dem Truck müsste ich bei den herrschenden Temperaturen ein kleines warm-up gönnen, bevor ich Richtung Whitehorse heize. Das würde nicht unbemerkt bleiben, zumal wir auf knappen 15 qm zusammengepfercht sind und die Hütte lediglich für die nötigsten Verrichtungen verlassen.

Natürlich könnte ich mich auch an den Straßenrand stellen und mein Glück als Anhalter versuchen. Vielleicht würde nach Stunden des Wartens tatsächlich ein Auto vorbeikommen und anhalten ■... aber das ist in etwa so wahrscheinlich wie ein sprechendes Karibu, das bereit wäre, mit mir auf einem guldernen Mondstrahl nach Whitehorse zu galoppieren. Verdammt.

Schließlich überwinde ich meinen Stolz und verlege mich aufs Bitten. Aber kein »bitte«, kein »bitte-bitte«, nein, nicht mal ein »bitte-bitte-bitte« kann die Herzen meiner Aufseher erweichen.

»Erst am Sonntag« geht es in die Stadt. »Keine Sekunde früher«, heißt es.

Steif vor Wut liege ich im Schlafsack und starre das Schwarz nieder. Das Dunkel ist trocken und samtig wie Zeichenkohle, rauchig an den Fenstern, rötlich in der Ofenecke. Unter meiner gleichmütigen Oberfläche tosen Lavaströme, aus meinen Nasenlöchern quillt giftiger Dampf. Wie gerne würde ich einen Schwall Asche auf das Ehebett kotzen, einfach ausbrechen.

Da flüstert meine Schwester, die mich schlafend wähnt: »Völlig außer Kontrolle ■... paar Ohrfeigen täten ihr gut ■... hast doch gehört, was der Pastor gesagt hat ■...«

Ich versuche, mich auf das Mondlicht zu konzentrieren, das durchs Fenster auf den Esstisch fällt und dort in kleine, rautenförmige Splitter zerbricht. Angestrengt imitiere ich das gleichmäßige Ein- und Ausatmen einer Schlafenden und bemühe mich, mein verräterisches, in rasender Hast

hämmerndes Herz, dieses aufgeregt flatternde Pumpding, das da im Rhythmus eines kleinen Tieres pocht, zu besänftigen. Sinnlose Beschwichtigungsversuche. Die cholerische Organfaust prügelt weiter gegen meine Rippen. Mein Hasenherz, mein Vogelherz, mein Brocken Erz durchzogen von Adern, in denen es nach Kupfer schmeckt, lässt sich keinen Takt diktieren.

Ohrfeigen will sie mich. Bisschen Züchtigung kann nicht schaden, meint der Pastor, dieses scheinheilige Arschloch.

Wut, Verwünschungen und Verlassenheit halten mich lange wach, und ich nehme es dem Schlaf übel, dass er mich schließlich doch überwältigt, mich in einen süßen Kinderschlummer schickt.

Im Traum sehe ich eine große Schokoladentafel aus fünf Rippen. Es ist unsere Familiensorte, blutgefüllt. Wir fünf, Mama, Papa, meine beiden Schwestern und ich, zu einer gemeinsamen Form verschmolzen. Meine Finger folgen dem Relief, den Trennlinien zwischen Vater-, Mutter- und Kinderrippen. Die Tafel bebt. Erschrocken ziehe ich die Hand zurück. Ein Knacken, Bersten und Brechen zerreißt die Stille. Weiße Buchstaben auf kakaofarbenen Bruchstellen. Ich erkenne die Handschrift meiner Mutter. »Wir sind entzwei«, lese ich. »Ja«, sage ich, »wir sind entzwei.«

Fünf einsame Stücke mit Steilküsten.

An den darauffolgenden Tagen ziehe ich mich öfter und länger als nötig ins Outhouse zurück. Ich setze mich auf die Styroporbrille und rauche mein letztes Gramm. Mein styroporgepolsterter Hintern und der dampfende, gelbe, auf tiefgefrorene Scheiße plätschernde Strahl sind warm. An Fingern und Füßen wird die Kälte bald unerträglich.

Ich wasche meine Hände im Weiß, warte ungeduldig, bis sich der Rauch verzieht, und verbuddle die Überreste des Joints hinter dem grob zusammengezimmerten Scheißhaus, das aussieht wie eine deutsche Weihnachtsmarktbude. Das Maroni- und das Scheißhäusle, »Frisches, Warmes, Braunes« in beiden.

Nachdem das erledigt ist, kümmere ich mich um meine Brustwarze, deren Zustand sich verschlechtert hat. Ich schiebe Pullover und BH hoch, die feine Härchenarmee steht stramm. Unbeholfen hantiere ich abwechselnd mit Desinfektionsspray und Wattestäbchen, den in Falten zusammengestauchten Pullover unters Kinn geklemmt. Vorsichtig drehe ich an dem Ring. Kleine Bröckchen Wundschorf rieseln Richtung Hosenbund. Die beiden Löchern sondern gelbliche Flüssigkeit ab. Ziehende Schmerzen begleiten das Gleiten des Metalls im Fleisch. Mit jeder Reinigung kämpfe ich gegen meine Brust an, die den Fremdkörper abstoßen will.

Die Entzündung meiner Brustwarze und die heimlichen Reinigungsprozeduren sind die spannendsten Ereignisse dieser Tage. Ich ersticke in Langeweile.

Endlich ist es Sonntag. In der Kirche erwarten mich kalte, hämische Augenpaare. Jeder scheint über meine Situation und den Entzug meiner Freiheit Bescheid zu wissen. Schaut sie an, da geht sie, die große Bürde ihrer Schwester.

Ich schweige vor mich hin.

Sonntagabend erreicht uns ein Telefonat. Ein älteres Ehepaar aus der Gemeinde hat sich bereit erklärt, mich bei sich aufzunehmen. Ich werde gar nicht gefragt. Andere Stimmen entscheiden und sprechen für mich, machen die Sache klar.

Schwester und Schwager wollen sich meiner so schnell wie möglich entledigen. Der Umzug wird auf den nächsten Tag angesetzt.

Beim Packen frage ich nach meiner neuen Adresse. »Maple Street«, kläfft es mir entgegen, und ich beeile mich, meine sich aufhellenden Züge zu verbergen.

Ich kenne die Maple Street. Sie ist ganz in der Nähe von DJ's, dem kleinen Kiosk mit dem ATM und den »fat-free pigs«, walking distance zur Centennial!

Nur noch eine Nacht, dann bin ich wieder zurück. Zurück in Porter Creek.

## 31.

Mein Blick wandert den verrußten Himmel hinauf. Die Sonne ist fast erloschen. Ein dünnes, kümmerliches Scheibchen glimmt schiefergrün, will sich ans Firmament heften und rutscht doch langsam, qualvoll auf die Berge zu.

Weißliches, kaltes Pulver, fein und weich wie zermahlene Eierschalen, umschmeichelt Füße, Knöchel und Unterschenkel. Meine Schritte wirbeln Wolken auf. Es riecht nach Bein und Zahn.

Ich bin der Mittelpunkt eines kalkigen Quadrats, an dessen Eckpunkten sich zertrümmerte Gebäude ducken.

Das Licht kann sich nicht länger halten, stürzt in den Horizont und zerbricht in tausend Stücke, die sich auf den Ruinen niederlegen. Ich erkenne die zerstückelten Überbleibsel des mintgrünen Hauses, gespalten und zerlegt von einer Axt, die auch der stärkste Mann nicht führen könnte. Ein bleicher, verrenkter Haufen Holz. Giftgrüner Sonnenstaub verkrustet die Scheite.

In der nördlichen Ecke steckt kopfüber ein Kirchturm. Ein Pfeil aus Stein in die weiße Fläche gerammt. Stühle perlen aus einem Einstichloch. Rote Samtwunden klaffen im moosgrünen Lichtschmutz, der die Schatten verdreckt.

Ich wende mich in Richtung Süden, wo sich die flachen, nummerierten Container des Whitehorse General Hospital gen Westen erstrecken. Eine endlose Zahlenreihe, die an der quadratischen Lichtung endet. Ihr Anfang bleibt unsichtbar, taucht aus pazifischen Gewässern auf, irgendwo in der Ferne. Meine alte Lichtschlange windet sich durch glaslose Fensterlöcher, verschwindet jäh, um später wiederaufzutauchen, sautgrün und glänzend.

Der südöstlich liegende Haufen verschwimmt vor meinen kurzsichtigen Augen. Bleiweiße Brocken mit olivgrün gebräunten Rücken. Ein Haus, bis zur Unkenntlichkeit niedergerüttelt, aus den Fugen gebracht, zerworfen und zerkleinert.

Eine letzte heile Fliese löst sich ab, schlägt zweimal auf, erleidet Brüche und geht zu Boden. Im Fallen wendet sie mir ihre glattglasierte Seite zu, schwefelgelb und braungemustert.

Es sind die Badezimmerfarben meines Elternhauses. Den Moment des Wiedererkennens durchschneidet ein Schrei. Die Stimme meines Vaters wühlt sich durch den Schutt, tönt aus den Rissen und Sprüngen der geborstenen Träger: »Ihr Leben ist zerstört !... Ihr Leben ist zerstört !...« Dann lauter, greller: »IHR LEBEN IST ZERSTÖRT!«

Der Schutthaufen vibriert und Vaters Stimme dröhnt: »IHR LEBEN, IHR LEBEN, IHR LEBEN!« Das Gebrüll will kein Ende nehmen.

Die kalkweiße Kälte zwingt Tränen in meine Augen, verätzt mir die Sicht.

Ich habe Durst. Die Ohren schmerzen. Mit jedem Ruf trockne ich aus. Ich werde verdursten.

Da bildet sich eine kleine Lache. Eine Pfütze, gespeist aus einem unterirdischen Quell, in der mehliges Weiß verschwimmt und sich auf dem Grund absetzt.

Es ist Milch!

Ein vergessenes Bierglas ragt aus der süßlich duftenden Flüssigkeit. Gierig falle ich auf die Knie, trinke und bemerke den Quarter nicht, der vom Glasboden auf mich zurutscht, bekomme ihn nicht mehr zu fassen. Schon flutscht er in mich hinein.

Das hätte nicht passieren dürfen.

Mein Bauch bläht sich auf. Mein Nabel wächst mir entgegen, die Haut spannt sich. Ich bin schwanger.

Die Stimme meines Vaters wird schriller.

Ich werde platzen.

Weißer Leinenkittel, säuberlich zugeknöpft und klinisch rein, bauen sich vor mir auf. Grobe ärztliche Griffe, denen ich mich ergebe.

Ich gehe nieder, falte meine Glieder wie einen Fächer, lasse mich zusammenfallen. Operiert mich, ich bin bereit.

Schwarze Tuschepinsel zensieren mir die Augen.

Als ich aufwache, habe ich das Kind verloren.

Eine dünne, scharlachrote Linie überzieht meinen Bauch, der sich wieder flach und alabasterfarben unter meinen Brüsten erstreckt. Mein Vater schweigt.

Ein schwüler Luftzug streift sacht über meinen Rücken. Er trägt ein Flüstern mit sich.

»You're so sexy !... you're so sexy.«

Ich presse die Hände gegen die Ohren und laufe, laufe so schnell ich kann, die Arme wie zur Erschießung erhoben. Meine Beine hasten und stolpern von einer Ecke in die andere, kein Ausgang, nur Trümmer. Kein Mensch, nur Stimmen, kein Zuhause, nur Schutt. Vom Himmel fällt weiße Asche, der Boden schluckt meine Spuren wie Treibsand. Was ich berühre, verpulvert.

Ich hinterlasse nichts.

Meine Schreie brechen an den Innenseiten meiner Zähne. Ich bleibe lautlos, bleibe stumm.

Im Zentrum der weißen Ebene, auf der ich stehe, schimmert eine Keramikschüssel.

Ich muss dringend. Ich muss so dringend!

In mein erleichtertes Pinkeln tropft es tomatig. Die Narbe blutet. Zwei Rinnsale, grünlich-gelb und sattrot, plätschern ins Klo.

Mit den Fingern stütze ich die Wundränder und schließe den Wundmund. Ich muss mich fest zuhalten. Nur nicht tropfen, vielleicht heilt es dann.

Wieder Lärm. Diesmal ist es die Glocke, die vom pfeilspitzen Kirchturm gelbt. Lauthals schrillt sie meine Schwester herbei.

Streng spricht sie aus der Kirchenecke:

»Das hättest du nicht tun dürfen. Keine Erleichterung, hörst du, keine Erleichterung!«

Um mich wird es rot, hochrot. Die Glocke läutet mein Ende ein. Schwesterliches Mahnen zwischen den Schlägen.

KLONG!

»Keine Erleichterung.«

KLONG!

»Keine Erleichterung.«

KLONG!

»Keine Erleichterung.«

Beim nächsten Ton bin ich wach, die Wangen nass, die Laken klebrig. Ich stinke nach Angst.

Das braune, prallgefüllte Kofferleder schmiegt sich an mein rechtes, jeansblaues Hosenbein und zwingt mich zu hinken. Ich verlagere den Oberkörper nach links.

Das kofferbeschwerte Bein schleift Halbkreise in den Schnee. Alle drei Schritte muss ich pausieren. In jenen Pausen versuche ich, mich mit dem Gedanken anzufreunden, dass der Trailer, auf dessen Veranda ich zuhumpel, mein neues Heim sein soll.

Der eigentliche Trailer-Park, dessen Vorhut meine zukünftige Behausung bildet, liegt einige Hundert Meter entfernt an der Westseite der Sycamore Street, die die Grenze zwischen Mittel- und Unterschicht markiert. Die Maple Street ist der vierte östliche Arm der Sycamore und gehört damit dem Mittelschichtsteil der Nachbarschaft an. Dementsprechend kleinlaut duckt sich der weiße Trailer mit der türkisgrünen Borte zwischen die pseudo-schicken Bürgerhäuser. Manchmal wirft er sein flackerndes 40-Watt-Licht auf den Gehsteig, begegnet den angewiderten Blicken und ausgestreckten Zeigefingern verzogener Gören, erschrickt und schlägt beschämt die Rollläden nieder.

Was habe ich denn erwartet?

Ein Straßename reichte aus, um mir neue Hoffnung zu machen. Mal wieder.

Habe ich mir nicht fest vorgenommen, mich nie mehr täuschen zu lassen?

Mit letzter Kraft schleudere ich den Koffer auf die Veranda, drücke den Klingelknopf und nehme mir vor, hart zu sein.

Was auch immer mich im Inneren dieser Wohnschachtel erwartet, soll keine Bedeutung für mich haben. Es ist der Ort, an dem ich schlafen werde, weiter nichts.

Stimmen und Schritte steuern auf die Tür zu. Ich ärgere mich über mein klopfendes Herz und verstecke die Hände in den Hosentaschen.

Das Grundstück, von dem aus ich mich von nun an täglich auf den Weg zur Schule mache, fällt sanft zum Briefkasten hin ab. Ein frustrierter, hängender Schulterhügel, der zu gerne ein Haus aus Stein und Mut getragen hätte und nun mit dem Vorlieb nehmen muss, was Humphrey und Mona gerade so finanzieren können.

In manchen Nächten ist mir, als würden wir sanft abgeschüttelt, als rutsche der Trailer auf die Straße zu. Ein überdachtes Floß ohne Anker, das den Asphalt befährt, Kurs auf Süden nimmt und zielstrebig auf Downtown Whitehorse und den Yukon River zusteuert.

Ich überlasse das Steuerruder den anderen, bleibe liegen und fixiere weiter den Mittelpunkt des Kreuzes, das die beschlagenen Scheiben meines Fensters zerteilt. Die Koje schwankt. Ich schenke mir nach. Der Rum ist ein Wiedersehensgeschenk von Bernie. Heute Morgen, auf dem Schulweg durchs Wäldchen, hat er ihn mir überreicht.

Wenn ich mich zu voller Länge ausstrecke, ragen meine Füße übers Bett hinaus und bis zur Wand, so dass ich mit den großen Zehen die Tapete abtasten kann.

Vorsichtig lasse ich die Arme nach hinten fallen, knicke rechtzeitig die Handgelenke ab und lege der Rückwand die Hände auf. So aufgespannt liege ich zwischen den Zimmerwänden und lausche dem Gluckern in meinem Bauch.

Ich bin zu groß für diesen Zimmerwürfel mit 2 Metern Kantenlänge. Diese Feststellung verblüfft mich, war ich doch mit meinen 170 cm stets nicht nur das jüngste, sondern auch das mit Abstand kleinste Familienmitglied. Ich bin daran gewöhnt, mich kurz und winzig zu fühlen, meine Schuhe zwischen andern Latschen doppelten Ausmaßes abzustellen und durch hohe Zimmer zu wandern, in denen sich überlange Betten ausdehnen.

Hier lassen mir Kommode und Schrank, die sich irgendwie neben das Bett gequetscht haben, keinen Platz für sit-ups, Liegestütze oder sonstige Quälereien, die ich zur Gedankenauslöschung und Schlafförderung brauche. Das Bett ist dafür zu weich. Unmöglich, darauf irgendeine Form körperlicher Selbstzüchtigung zu performen. Meine Versuche scheitern und versinken kläglich in watteweichen Polstern.

Immer noch besser als Mendenhall, versuche ich mir einzureden. Jedenfalls scheinen Humphrey und Mona ihre bescheidene Bleibe bedeutend lieber mit mir zu teilen als Schwester und Schwager.

Sie haben Erfahrung darin, Bedürftige, Gestrauchelte und Verlassene aufzunehmen.

Ihre eigenen Kinder waren bereits aus dem Haus, da nahmen sie die kleine Kim, ein dunkelhaariges, dürres Ding indianischer Abstammung, zu sich. Sie leidet am FAS-Syndrom.

Damals stand sie brüllend in einem kleinen Laufstall im Hinterzimmer einer verwahrlosten, stinkenden Wohnung. In ihrem Mund faulten ein paar braune Stummel. Die von dreckigen Windeln wund geriebenen Pobacken leuchteten rot wie ihr Kirschlolli, mit dem sie wild auf unsichtbare Wesen einhieb. Brauner Schmutz haftete auf ihren klebrigen Fäustchen. Einige Kilometer entfernt hastete derweil ihre zerzauste Mutter die Second Avenue entlang, geradewegs auf den Schnapsladen zu. Sie wollte sich nicht verabschieden.

Heute ist Kim 10 Jahre alt und zeigt ihre zweiten, fast vollständig geschlüpften Zähne mit breitem Dauergrinsen.

Aber Humphreys und Monas Trailer-der-Nächstenliebe bietet nicht nur kleinen Mädchen ein Zuhause. Auch Dave verkriecht sich zeitweise in der Maple Street, Dave, der sich mit mir und dem Rest der Bande die Rückbank der Limousine geteilt hat, als Jordan mit uns zu den Hotsprings fuhr. Humphrey und Mona sind tatsächlich die Großeltern von einem unserer ehemaligen Stammgäste und Kunden. Ihr Trailer ist die Zuflucht, die er aufsucht, wenn er die Streitereien seiner in Scheidung lebenden Eltern nicht mehr ertragen kann. Die Heftigkeit und das Ausmaß der Gewalttätigkeit dieser Streite ahne ich, wenn Dave zwei-, dreimal die Woche mit hängenden Schultern und müden Augen auf die Veranda geschlichen kommt. Manchmal sitzen wir zusammen vor dem Fernseher. Wir reden wenig, schweigen einträchtig miteinander.

Wenige Wochen nach meinem Einzug zieht Dave endgültig aus, sowohl bei seinen Eltern, als auch aus unserem Trailer. Er wohnt von nun an bei seiner Freundin Chrystal, einer kleinen, pummeligen Rothaarigen, die meist pink- oder fliederfarbene Trainingsanzüge aus Nickistoff und Sonnenbrillen mit rotgetönten Gläsern trägt.

Beinahe täglich werden Bernie und ich Zeugen eines Beziehungsdramas, das meist mit einer wütend davonestürmenden Chrystal endet und dazu führt, dass die Schule für beide beendet ist, weil Dave den Rest des Tages mit Beschwichtigungen und Versöhnungsangeboten verbringen muss. Wenn sie sich schon vor der Mittagspause streiten, ziehen Bernie und ich alleine ins Wäldchen. Vier Hände, ein Joint.

Seit den Telefonverhören über den Verbleib des vielen Geldes wurde meine monatliche Zuwendung radikal auf 100 Dollar heruntergekürzt. Das Geld für Miete und Essen geht direkt an Humphrey und Mona.

Schlagartig bin ich zum Sozialfall geworden, dankbar für jedes geschnorrte Gramm.

Ich gebe mir Mühe, meinen Geldmangel zu vertuschen, was mir aufgrund der in Whitehorse herrschenden Partykultur, die ohnehin stets ein Zuviel an Schnaps und Co bereithält, und nicht zuletzt dank Bernie, der mich in regelmäßigen Abständen an der Beute seiner Raubzüge teilhaben lässt, auch einigermaßen gelingt.

Die weitaus unangenehmere Sanktion ist die Ausgangssperre nach 23 Uhr.

Glücklicherweise zeigen sich Humphrey und Mona großzügig und quittieren meinen ersten Ausgang, bei dem ich die Regel bereits missachte, lediglich mit einem sanften, besorgten Tadel und dem Hinweis, ich solle doch beim nächsten Mal anrufen, wenn ich mich verspäte. In Anbetracht der Tatsache, dass ich volle sechs Stunden Verspätung hatte und Humphrey bereits beschuht und frührschichtfertig am Küchentisch vor seinem allmorgendlichen Haferbrei saß, beeindruckte mich ihre Gelassenheit enorm, und ich nahm mir vor, ihnen so wenig schlaflose Nächte wie möglich zu bereiten.

Überhaupt überrascht mich das alte Pärchen immer wieder, das mir gegen die Anordnungen von Schwester, Schwager, Pastor und Eltern die größten Freiräume ermöglicht.

Sie fordern mich nicht auf, sie zur Kirche zu begleiten, und lassen mich, als sie für ein paar Tage zu Verwandten fahren, allein und unbeaufsichtigt ihren Trailer hüten. Gelegentlich schaut ihr Sohn Tyler vorbei, selbst eine von Kontrollverlusten geplagte Seele. Ihm sind diese Besuche so peinlich, dass er meist schon einige Bier intus hat, wenn er auf die Veranda poltert. Um mir genügend Zeit zu geben, alles Unerlaubte zu unterbrechen, zu beenden, zu verstecken oder zu beseitigen, kündigt er sein Kommen grundsätzlich mit extra lauten Schritten und Rufen an. Manchmal hupt er sogar, kurbelt das Fenster seines Trucks herunter und raucht erst mal eine Zigarette, bevor er sich an seinen Inspektionsbesuch macht. Wir merken schnell, dass wir nichts voneinander zu befürchten haben.

Tyler scheint das fast mehr zu erleichtern als mich.

Bald schon macht er sich nicht länger die Mühe, mir den aufgeräumten und pflichtbewussten Erwachsenen vorzuspielen, und erscheint mit Wohlfühlpegel und übergroßen Nike-Sweatshirts.

Tyler ist Alkoholiker. Quartalssäufer, um genau zu sein.

Ich kann nicht behaupten, dass mich das stört.

Schon bei einem seiner ersten Besuche zog ich Bernies Wiedersehensgeschenk unter meinem Bett hervor und bot ihm einen Drink an. Mit klirrenden Wassergläsern stießen wir auf unser gemeinsames Geheimnis, Leidensgenossenschaft und Versteckspiel an.

Tyler hat ein wunderbares, entwaffnend schuldbewusstes Lächeln, von dem ich mir, wann immer es in seinem Gesicht aufleuchtet, wünsche, es sei meins. Man kann ihm einfach nichts übelnehmen, und ich bin mir sicher, dass sowohl Humphrey als auch Mona Verständnis für die Schwächen ihres Sohnes gezeigt hätten. Aber es ist wohl gerade diese Güte, die Tyler beschämt. Scham- und Schuldgefühle veranlassen ihn zu den raffiniertesten Täuschungsmanövern. Er unternimmt größte Anstrengungen, um vor seinen Eltern als verantwortungsvoller und pflichtbewusster Erwachsener auftreten zu können.

Ob sie wohl ahnen, dass er spätabends mit erloschenen Scheinwerfern an der Ecke Sycamore Street in seinem Truck sitzt und auf mich wartet? Schwer zu sagen. Möglich, dass sie taktvoll dazu schweigen, sich nicht aufdrängen, Rücksicht nehmen.

Sie haben Verständnis für Außenseiter, urteilen ungern und niemals vorschnell.

Mona selbst ist eine sogenannte Vollblutindianerin. Sie hat mir von ihrer Deportation erzählt. Wie so viele andere Indianerkinder wurde sie ihrer Familie entrissen und in ein Internat gesteckt. Mir Mona als kleines, weinendes Mädchen vorzustellen, fällt mir schwer. Sie ist eine stolze Frau, die sich auch jetzt, da ihr scharfgeschnittenes Pocahontas-Gesicht faltig und ihre einst bis zu den Hüften reichende schwarze Mähne auf wenige, mit Hilfe von Lockenwicklern zurecht geformte Strähnen zusammengeschrumpft ist, aufrecht hält, auf ihr Äußeres achtet und gerne buntbestickte Röcke und Lippenstift trägt. Die ganze Woche unterrichtet sie Kim zu Hause, versorgt mich mit reichhaltigen Lunchpaketen und lädt mich jeden Abend dazu ein, ihr beim »Matlock«-Gucken Gesellschaft zu leisten. Dann sitzen wir zusammen in dem vollgestopften Wohnzimmer, sie mit einer Tüte zucker- und salzfreiem Popcorn (sie kämpft tapfer gegen die Pfunde, die die Wechseljahre mit sich gebracht haben), ich mit einem Glas Milch (mit viel Rum, so viel Trost muss sein), und beobachten einen verschmitzten, weißhaarigen Alten beim Lösen angenehm vorhersehbarer Fälle. In den Werbepausen erzählt Mona Geschichten aus der Zeit vor ihrer Deportation. Von ihrer Großmutter, die jedes einzelne ihrer hundert Lebensjahre im Busch verbracht und noch als Greisin gefischt, gejagt und Beeren gepflückt hat, erzählt sie häufig. Ich höre zu und schnüffele dabei ängstlich an meinem Glas in der Befürchtung, es könne ein Hauch Rum-Aroma von der Milch in Monas oder Humphreys Nasen dringen, der mit geradem Rücken in seinem Sessel sitzt und aufmerksam Matlocks Kampf für Gerechtigkeit verfolgt. Sobald der Abspann über den Bildschirm flimmert, katapultiert er sich schwungvoll aus dem Sessel und schießt ins Schlafzimmer, um sein Hemd für den morgigen Tag zu bügeln. Humphrey arbeitet als Correction Officer im Whitehorse Correctional Center, ist also Wärter im einzigen, heillos überfüllten, Knast des Yukon Territory, wo 70–90 % der Insassen indianischer Abstammung sind, und 90 % Suchtprobleme haben. Er stammt ursprünglich aus Ungarn und ist als junger Mann leidenschaftlicher Amateurboxer gewesen, hat es bis zu den Olympischen Spielen geschafft, wo er um Bronze boxte und gewann.

Geld hat er mit dem Boxen nicht verdient. Auch nach Olympia nicht.

Er ist nicht besonders groß. Ein sehniger, drahtiger Kerl mit kurzen, weißen Borsten über der

zerfurchten Stirn und einer prägnant eingedellten, mehrmals gebrochenen Nase. Sein schüchterner Mund kann sich bis nah an die blauen, leicht zu Tränen gerührten Augen verziehen, wenn er einmal lächelt.

In der Kirche betreut er den Chor, und seit ich seine Vergangenheit kenne, möchte ich ihn zu gerne einmal dirigieren sehen und mir vorstellen, wie sich seine fuchtelnden Hände plötzlich zu Fäusten ballen und dem Pastor gehörig auf die Fresse geben. Aber ich gehe ja nicht mehr zur Kirche. Nicht einmal dafür.

Dafür beobachte ich Humphrey beim Bügeln und Haferbrei anrühren. Morgens sitzen wir einvernehmlich unser karges Mahl löffelnd am Frühstückstisch. Der alte, asketische Abstinenzler und das schlaflose, verkaterte Schneewittchen. Blassnäsiger, schwarzhaariger, mit blutrot geäderten Augäpfeln, den Himbeermund müde um den Blechlöffel geformt, erschöpft, schweigend.

Ich mustere Humphreys Uniform und muss daran denken, dass auch Tyler diese Uniform trägt. Humphrey hat seinem Sohn die Stelle beschafft.

So viel Güte, Wohlwollen und Fürsorge. Und das am frühen Morgen. Zu viel. Viel zu viel für meinen Geschmack und meinen Magen voller Rumsäure.

Ich schiebe den Teller weg.

Ich sitze in meiner Schachtel, meinem Zimmer im Schrankformat, meiner mit Teppich und Tapete ausgestaffierten Box. Mit dem Rücken lehne ich gegen den Matratzenturm, der mein Bett ist, und fürchte mich vor den kommenden Stunden. Es wird sein wie immer.

Tagsüber schrumpfen die Gedanken zu bleiernen Kugeln zusammen und rollen ins dichte Teppichmoos. Ein gräulich-schwarzer Bodensatz im Schattenreich unter der Schlafstätte.

Die Matratzen sind zu weich. Aber irgendwann einmal muss ich mich hinlegen. Dann spüre ich jede Kugel einzeln durch die Matratzen gegen meine Wirbel und Rippen drücken.

Die Nacht hat den Finger am Abzug. Sie bedroht und zwingt mich, meine Gedankenmunition zu verschießen. Ich ziele auf meinen Schatten. Nehme die Vergangenheit unter Beschuss. Jage dem verschwommenen Gesicht in der Fensterscheibe eine ganze Salve Wahrheit zwischen die Augen.

Es ist acht Uhr abends. Noch ein paar Stunden Gnadenfrist, bevor ich in die Bleigefilde hinab sinke.

Eben war ich noch mit den anderen im Wäldchen und habe mir meine Dosis verabreichen lassen. Die Beinchen unterhalb meiner Hüften sind noch ganz starr vor Kälte von diesem abendlichen Ausflug. Ich strecke sie aus. Meine Füße stoßen gegen die Kommode, tauen auf und kribbeln ängstlich, als ob sie sich plötzlich ihrer eingezwängten Lage bewusst würden.

Schillernd ist mir zumute. Glücklich und glückbringend. Das bin ich. Ein glänzender Käfer. Ein Skarabäus. High und heilig. Das bin ich. Ein Pillendreher. Ein Gedanken-aus-Scheiße-vor-mir-her-Roller, aus dem tausend zitternde Fühler wachsen. Feinfühlig. Vielfühlerin. Ich. Gefangen in dieser Streichholzschachtel, weil ich schön bin. Weil ich regenbogenschwarz bin, wie Benzin.

Ich pansche die Milch mit Rum, bläue mir ein, nach dem Namen dieses Wundermittelchens zu fragen, und trinke auf Bernies zauberhafte Hausapotheke. Hilft wirklich ausgezeichnet.

Da! Ein Geräusch! Ein Klopfen an der Tür.

Jemand späht in meine Schachtel. Nervend-nöhlendes Gequäke aus 150 cm Höhe.

»Liiisaaah? Can I come ihiiin?«

Ein Schlafanzug, quergestreift und neapolitanerwaffelfarben, schiebt sich ins Zimmer. Kleine Kim, immer zur unrichtigen Zeit.

Sie mustert mich interessiert.

»You sure like your milk, don't you?«

Die Nase im Glas murmle ich Zustimmendes.

»I like hot chocolate! Mmmhm ■... Hot chocolate is yummy. Hot chocolate and Soda! Any kind of soda! AND marshmallows. That's what I like ■...«

Ich leere mein Glas. Kim brüllt.

»MOHOOM? CAN I HAVE A SODA?«

Im Wohnzimmer wird der Fernseher leiser und Monas Stimme lauter.

»NO you cannot! It's almost bedtime. Go brush your teeth!«

»BUT I WANT A SODA!!«

»It has too much sugar. You'll be up all night.«

»I WANT A SODA!!«

»You better stop arguing with me Kim!«

Kims braungestreiftes rechtes Bein stampft wütend mit dem Fuß auf.

»SODA, SODA, SODA!!«

Kreischend stürmt sie Richtung Küche.

Erleichtert taste ich nach Flasche und Discman, und höre noch Monas »No TV tomorrow!«, bevor ich die Play-Taste drücke. Exakt 4 min 25 sec später ist Kim mit Zornestränen im Augen- und Zahnpasta im Mundwinkel wieder zurück. Neugierig beäugt sie den Discman, rutscht näher, will mithören. Ein Lauschersandwich aus meinem und ihrem Ohr entsteht, belegt mit einer dicken Scheibe Kopfhörer. Ich unterbreche Robert Plant rüde mit der Stop-Taste und schiebe Kim, den Quälgeist, von mir. Bei leicht geöffnetem Mund und panisch hin und her flitzenden Pupillen rattert es in ihrem schmalen Schädel. Fiebrig fingern dünne Daumen am Gummizug der Schafanzug hose, wohlwissend, dass ihr nur noch wenige Sekunden bis zum Rausschmiss bleiben. Kostbare Sekunden, die es zu nutzen gilt. Irgendein Anliegen, irgendein Vorwand muss her, um ihr Verweilen auszudehnen.

Meine anhaltend schillernde Verfassung stimmt mich milde. Seufzend hebe ich die Augenbrauen.

»What is it Kim?«

Strahlende Dankbarkeit. Unkontrollierte, freudige Bewegungen. Wild gestikulierende Arme, die durch die Luft wedeln, wie die Schwänze wuseliger Hundewelpen.

»Can, can, can I I... Can I show you something?«

Mit der Rechten mache ich eine großzügige Geste.

»Go ahead.«

Kurzes Zögern. Misstrauischer Blick zur Tür. Schamhaftes Senken der Lider. Über die Wangen fliehen Flamingofarben. Schließlich ein Ruck. Entschlossenes Aufstehen und Schließen der angelehnten Tür. Ein gerader, herausfordernder Blick in meine Augen, ein letztes kleines Zögern. Dann folgt ein blitzschnelles Bücken. Zwei kleine Füßchen trampeln und strampeln sich frei.

Verblüfft sehe ich sie nackt auf mich zukommen, presse den Rücken gegen das Bett und versuche, Abstand zu Kims Scham zu bekommen, die sie mir unverfroren aufdrängt.

»Does this look normal to you?«, fragt sie, während zwei Fingerchen an den Hautlappen zwischen ihren Beinen herumzupfen.

Ich starre auf den quarkweißen Hügel, auf dessen bräunlich-rötlichen Ausläufern vereinzelte Härchen sprießen.

Ein kleiner Gletscher unter der großen Bauchebene. Die beiden, vom Tauwetter bereits schlammig und erdig eingefärbten Arme scheinen schwarze Bäumchen mit gekräuselten Astenden umgerissen zu haben. Ungeduldig reißt und zieht und zupft das Kind, und was ich sehe, erinnert mich an Klatschmohn. Verdammt lang her. Wir sammelten die grünen, haarigen Knospen in den speckigen Fäustchen, um sie vor dem Blühen aufzunesteln. Unsere dicken Fingerchen mit den weichen Nägeln pulten im Grün und fischten nach den knittrigen Blütenblättern. Die Knospen, aus denen es schon rot hervorquoll, nannten wir »Teufelchen«. Die, die noch ungefärbt und unschuldig, grünlich-weiß in ihrer Knospenhülle schlummerten, waren die »Engelchen«. Was Kim da zerzaust und zerrupft, hätte wohl ohnehin seine Knospe gesprengt und sich seiner Kelchblätter entledigt. Zerschlitzt, gekerbt, rosa-rot gefältelt, schrumpelig wie Dörrzwetschen, fransig zerknittert wie die Kronränder von Nelken quillt und schwillt da ein zentimeterlanger, knotiger Hautfetzen zwischen zwei Lippen hervor.

»My mom says it's so long because I always pick on it!«

»Looks normal to me«, lüge ich, während ich versuche, Kim beiseite zu drängen. »Now put your damn clothes back on, will you?«

Monas »Time-to-go-to-bed«-Rufe befreien mich von meinem allzu freizügigen Gast.

Ernüchtert von dieser unerwartet schamlosen Darbietung sinke ich in die Kissen.

Ich kann nicht schlafen. Wünsche mich zurück in die Centennial.

Denke an die Nächte, in denen Josh, Bernie und ich uns um den vom Nachbarn geborgten Elektroofen aalten, wobei die Sohle eines vergessenen Turnschuhs mit den Heizstäben verschmolz.

Und ich denke noch weiter zurück. Erwinnere mich an die Zeit, als ich die Teufelchen noch sicher verwahrt in den Fäusten spazieren trug, und der Schlaf süßer war als die zuckrigste Soda.

Regungslos liege ich da, fest eingesponnen in meine Erinnerungen.

Schließlich fordere ich Robert Plant erneut zum Singen auf. Seine Stimme klingt großartig. Fast tröstend.

## 34.

Manchmal, wenn es zu viel wird, wenn es frei flottiert, wenn sich das Bilderrad wild blinkend von der Beherrschung losreißt und mich zu überrollen droht, dann –

Wenn ich die Körper, seinen und meinen, von Neuem sehe. Alte, aus dem harten Holz meines widerspenstigen Lebens heraus geschnitzte Figuren, von denen der Lack nicht abblättern will, dann –

Ich sehe sein Gesicht. Jede Erhebung, jede Vertiefung. Fratze für die Ewigkeit. Sein Körper, erinnert und verinnerlicht. Das Kreuz meines Lebens, das ich trage, herumschleppe, das an mir haftet, klebt und stinkt.

Gestank, Geruch, Geschmack betäuben Nase und Zunge, kriechen in Höhlen und unter zitternde Nasenflügel. Lippen, Nasenflügel, alles bebt. Ängstlich, weinerlich, ärgerlich.

Der Gestank, sein Gestank, bleibt hartnäckig, verfliegt nicht, verflüchtigt sich nicht. Verbrennen müsste ich meine Gedanken. Den Schädel wie einen Hut abnehmen !... Ihn wie einen löchrigen Fußball vor mir her zur nächsten Müllhalde treten. Wie gerne würde ich den Kopf und das verdamnte Karussell in ihm, dessen Pferdchen Kyles Schwanz zwischen den Hinterläufen trägt, zurücklassen. Einfach zurücklassen, vergessen, vernichten. Für immer.

Ich lasse mich auf den Matratzenturm fallen, blind und losgelöst von allem. Die Matratze verliert ihre widerliche Wattigkeit, wird sandig, quarzig, pyramidenfarben. Die Würfelwände meines Zimmers klappen auf und geben mich dem Himmel frei. Dem Himmel über meiner Wüste, deren Dünenschatten mich bergen und belwahren. Hier bin ich das einzige Wesen. Endlich gibt es nichts zu fürchten.

Der weiche Sand federt mich ab und schenkt mir einen kurzen Moment der Schwerelosigkeit. Im Nu entschlüpfe ich mir, entschwebe meinem Körper, mache mich los und sehe mich entkommen in die Weite.

Das Bilderrad bleibt zurück. Blicke und Worte treffen mich nicht mehr. Ich lege mich auf den Wind und zeichne meine Geschichte aus der Vogelperspektive.

## 35.

In einem weißen Trailer mit türkisgrünen Fensterrahmen. Das Telefon klingelt. Eine etwa 65-jährige Frau indianischer Abstammung fordert ihre Adoptivtochter zum Rangehen auf. Das Mädchen galoppiert über den schmalen Gang in die kleine Küche und reißt den Hörer von der Gabel.

Das Flackern des Fernsehers taucht den Couchtisch und die ältere Indianerdame in blaues, kaltes Licht. Es fällt auf eine weiß lackierte Tür, hinter der sich eine etwa 4 Quadratmeter große Kammer verbirgt. In dieser Kammer liegt ein etwa 16- oder 17-jähriges Mädchen auf einem Kinderbett. Ihre Füße wandern die Tapete auf und ab. In der Hand hält sie ein Glas, welches zur Hälfte mit einer weißen Flüssigkeit gefüllt ist.

»Liiisaaah!«, schreit es aus der Küche.

»LIIISAAAAH!!!!«

»What is it?«, tönt es aus der Kammer.

»Teeelephoooooone!«

Das 16- oder 17-jährige Mädchen kommt aus der Tür.

Sie hat schulterlanges, mahagonifarbenes Haar. Die dunklen, an den Enden gelockten Strähnen fließen über das royalblaue Baumwollshirt auf einen sonnengelben, in Brusthöhe gelegenen Schriftzug. Der Komplementärkontrast lässt die vier Druckbuchstaben strahlen, die gemeinsam das Wort »FUCT« bilden. Das Tragen dieses Kleidungsstücks ist an öffentlichen Schulen untersagt.

Das kleine, schreiende und das große, herbeigeschriene Mädchen stehen einander in der Küche gegenüber.

»Who is it?«, fragt die Große, während sie der Kleinen den Hörer abnimmt.

»It's a boooohoooy!«, hechelt diese aufgeregt.

Ein skeptischer Ausdruck fliegt über das blasse Gesicht der Großen. Sie drückt sich den Plastikknöchel ans rechte Ohr.

»Hallo?«

»Hey Lis'.«

Die Mundwinkel des Mädchens schnellen nach oben. Plötzlich ist sie hellwach.

»JOSH! Hold on a sec!«

Ein roter Hauch zieht über ihr Gesicht. Sie presst den Hörer gegen die Brust und zischt: »Kim. Kim! Listen! I need you to leave me alone now, ok?«

»But —«

»Come on, be a good girl!«

»I —«

»I'll take you to DJ's !... I'll buy you a soda! But you've got to leave now, ok?«

»What kind of soda?«

»Whichever one you like!«

»And Marshmallows?«

»And Marshmallows!«

»Promise?«

»Promise!«

Die Kleine tritt ins Wohnzimmer. Die Große atmet erleichtert auf und setzt ihr Gespräch fort.

Einige Stunden später.

Die Straßenlaternen brennen. Weiß und Türkisgrün des Trailers sind in helle und dunkle Grautöne übergegangen. Im Wohnzimmer ist es dunkel und still. Vom vorabendlichen blauen Flackern ist ein kleines, rotglühendes Standby-Pünktchen übrig geblieben.

Die Indianerin und das Kind schlafen tief und fest.

Draußen biegt eine zweitürige, rote Limousine mit schräger Front und Stufenheck in die Maple Street ein. Eine schmale Gestalt huscht aus dem Trailer. In der Linken hält sie ein Paar Schuhe. Ihre Rechte umklammert einen großen, schwarzen Müllsack. Kurzes Innehalten auf der Veranda. Schuhe werden übergestreift und gebunden und knirschen bald darauf durch den Schnee des Vorgartens, geradewegs auf das rote Auto zu.

Auf dem Bürgersteig begegnen sich ein schlacksiger, junger Mann mit kurzgeschorenen Haaren und ein Mädchen in abgewetzten Jeans.

Mitten in einer der orangefarbenen Lichtpfützen bleiben sie stehen und umarmen sich.

Der junge Mann lädt Lautsprecherboxen und eine Stereoanlage aus dem Müllsack ins Auto.

Die beiden steigen ein. Erst auf der Sycamore Street schaltet der Fahrer die Scheinwerfer ein.

Langsam erwärmt sich die Fahrgastzelle. Das Mädchen übernimmt das Schalten. Sie weiß genau, wann er kuppelt. Scheint eine alte Routine zu sein. Aus dem Autoradio scheppert Dr. Dres Album »2001«.

Ab und an wenden Mann und Mädchen einander die Köpfe zu. Lippen bewegen sich. Bass und Beats verschlucken ihre Stimmen.

Sie überqueren den Yukon River und parken. In ihrem Rücken die Wickstrom Road, vor ihnen der Fluss, dessen schaubekrönte Stromschnellen Whitehorse einst seinen Namen gaben.

Sie betrachten die weißen Mähnen der Wellenkämme. Das Wasser reißt ihre Worte mit Gedröhn Richtung Süden.

Gesprächsfetzen in der Uferböschung:

Er: »I'm moving to Dawson █... have to █... no choice.«

Sie: »Sure █... I understand.«

In der Morgendämmerung kriecht der Wagen durch Downtown Whitehorse. Er klettert den Two-Mile-Hill hinauf und folgt der Straße bis nach Porter Creek. Mann und Mädchen wollen kein Ende der Fahrt und begrüßen erleichtert jede rote Ampel.

Im Radio läuft »Out of the blue«, das 1977 bei Jet Records erschienene Album von ELO.

An der letzten Straßenkreuzung ist mir, als hätten sich ihre Lippen berührt. Ich glaube, ich habe es gesehen, ein kleines Verschmelzen.

Die Sterne verlöschen, die Fahrt ist vorbei.

Das Mädchen geht auf den Trailer zu, der Mann fährt Richtung Highway.

Die Erinnerung an diese Nacht schlägt getrennte Wege ein und ist bis heute ein Geheimnis.

*Tyler.*

30 Jahre, männlich, Single, Correction Officer im Whitehorse Correctional Center. Keine Kinder, keine Haustiere. Er bewohnt einen schäbigen, umbrafarbenen Trailer mit schokoladenbraunen Fensterrahmen, von denen der Lack abplatzt. Die Adresse ist leicht zu finden. Auf halbem Weg zwischen Porter Creek und Downtown taucht eine kleine Tankstelle mit angrenzendem Diner auf. Auf dem Dach des Diners prahlt eine riesige Leuchtreklame mit dem klangvollen Namen »Copper King«. Dort biegt man in die Prospector Road ein, die zu einer trostlosen, geisterhaften Wohnwagensiedlung führt, in der die meisten Trailer unbewohnt und unbewohnbar sind, und deren Anfang Tylers Trailer bildet. Wir scherzen oft über die »traumhafte Lage«. Immerhin sind es keine 50 m bis zur Tankstelle, wo man sich zu jeder Tages- und Nachtzeit mit dem Nötigsten versorgen, und damit über den Zustand der Nachbarschaft hinwegtrösten kann.

Ich selbst habe die Gegend um den »Copper King« nie bei Tageslicht gesehen und bin dankbar für den orangen Weichzeichner der Straßenlaternen, die mildernde, reinweiße Schneeschicht und das dämmrige Zwielight, das die Konturen verwischt und die Gebäude auf dem Schneegrund zu camouflagartigen Mustern verschmelzen lässt.

Tylers Trailer gleicht sich den anderen an, unternimmt keinerlei Versuche, einladend oder wohnlich zu wirken. Nichts wird verschleiert oder gefällig gemacht. Das Gebäude erinnert an die gestrandete und vergessene Ladung eines rostigen Frachters. Ein Container, von dessen Inhalt niemand etwas wissen will, über den sich die Reederei ausschweigt.

Brannte dort jemals Licht? Dunkel erinnere ich mich an den einen oder anderen Einrichtungsgegenstand. Die Möbel drängten sich im hinteren Teil des Trailers wie verschrecktes Vieh. Tylers mobiles Zuhause war ein einziger großer Raum mit zwei Türen. Eine führte ins Badezimmer, die andere hinaus auf die Prospector Road.

Ein Boxsack, Hanteln und Hantelbänke, über denen mehrere Lagen Hemden und Arbeitskleidung hingen, nahmen gut zwei Drittel des Wohnraums ein.

Zu der Zeit, als wir uns öfter trafen, hatte er die Geräte schon seit Monaten nicht mehr angerührt. Die Hantelscheiben waren mit einer dicken Staubschicht überzogen. Zwischen den Holzstäben der Sprossenwand klebten Spinnweben.

Von meinem Platz auf dem Sofa, das mich stark an unseres in der Centennial erinnerte, konnte ich an der kleinen Küchenzeile vorbei, über die verstaubten Fitnessgeräte hinweg bis zum großen Fenster sehen, durch welches die Lichter der Tankstelle blinkten. Die Leuchtreklame des »Copper King« war die einzig verlässliche Lichtquelle.

Anders als die stetig strahlenden Großbuchstaben auf dem Dach des Diners führten die Gegenstände im Trailerinneren ein Leben zwischen Erscheinen und Verschwinden.

Die Farben, die wie Kastenteufel aus der Flimmerkiste sprangen, erschufen nichtige Konturen und Oberflächen. Ein einziger Knopfdruck genügte, um sie verschwinden zu lassen. Das Verlöschen der Kiste bedeutete die Verbannung in ein düsteres, muffiges Schattenreich voller Stolperfallen.

Beim Öffnen des Kühlschranks bekam ich jedes Mal einen kleinen Schreck. Blendende Helligkeit stürzte heraus und ließ meine Pupillen schrumpfen, die sich zusammenzogen wie Seeanemonen. Schnell zugreifen, zuschlagen und zurück ins Dunkel gleiten I...

Ich sehe mich betrunken im Badezimmer herumtasten, maulwurfsblind und mit vor Ekel kribbelnden Fingerspitzen. Sehe, wie ich mit dem Lichtschalter unnütze Klickgeräusche mache und feststelle, dass die verdamnte Glühbirne durchgebrannt ist. Meine Hände rutschen haltsuchend über Waschbecken und Wand. Ich versuche, im Stehen zu pinkeln, wobei mir Stehen allein schon schwerfällt.

Ja, es war eine schwarze Zeit, eine finstere Phase. Das Licht der Vernunft verumumt.

Wenige Monate zuvor noch hätte es anders ausgesehen bei Tyler, um Tyler, in Tyler. Er wäre schlanker gewesen, hätte eingekauft, gekocht und wie besessen Sport getrieben. Vielleicht wären wir sogar zusammen zum Marshlake rausgefahren, um zu fischen !...

Zu spät. Tyler trinkt.

Tyler trinkt, und ich trinke mit. Wir halten uns nicht davon ab, fühlen uns nicht füreinander verantwortlich. Warum auch. Das ist weder seine noch meine Aufgabe.

Manchmal ist er zu betrunken, zu weit über dem Wohlfühlpegel, um mich nach Hause zu fahren. Dann muss ich laufen. Bis zur Maple Street sind es fast sechs Kilometer. Die Fußmärsche bereiten mir weniger Unannehmlichkeiten als Tylers Flehen, doch bitte bei ihm zu bleiben. Er rechnet mit meiner Faulheit, fördert meine Trunkenheit und Trägheit und trinkt weiter, bis Fahren zur Unmöglichkeit wird. Trinken, hoffen, trinken. Sich ausmalen, was wäre, wenn ich bei ihm bliebe. Nur dieses eine Mal. Die Weigerung, mir ein Taxi zu bestellen, damit ich bleiben muss. Aber ich muss nicht. Und ich bleibe nicht. Nie.

Einen ausgeschlafenen Rausch später rumpelt ein alter Truck mit einem zerknirschten, sich tausendmal entschuldigenden Tyler in die Einfahrt. Ich mag sein Gesicht, wenn er sich schuldig fühlt, verzeihe ihm gern und leicht.

Er hat die feinen Züge seiner Mutter. Dunkles, sehr dunkles Haar wie flüssiges Bitumen. Eine schmale, leicht gebogene Nase. Helle, sanft geschwungene Lippen formen den schönen, fast weiblichen Mund, der sich so gerne auf die Flasche presst.

Die Details verblassen seit Jahren. Sie verschwimmen und verschwinden. Was mir geblieben ist, was ich im Gedächtnis behalten habe, sind seine Augen. Zwei vorsichtige Beobachter, offen im Zentrum, geschlitzt in den Winkeln. Ein Blick, der liest, was er betrachtet. Das Gegenüber wird zum Forschungsobjekt.

Besonders in der Anfangszeit waren mir diese Blicke unerträglich.

Tyler verfolgte die Bewegungen meiner Hände, prägte sich meine Mimik ein. Er spürte meinen Regungen nach, konnte meine Fahrten lesen. Vom ersten Tag an heftete er sich an meine Fersen und linste in meine Wahrheiten.

Ich weiß noch, wie er mir von seinen Ausflügen nach Old Crow erzählt hat, wo er an den heiligen Zeremonien seines und Monas Stammes teilnahm. Er beschrieb mir die komplizierten Rituale und die Visionen, die er über die Wände der Schwitzhütte hatte geistern sehen. Eine seltsame Stille legte sich da über den Trailer. Wir schwiegen und schenkten uns nach.

Und dann war da noch Tylers schüchternes Lächeln, als er sagte, dass man einen Indianer nicht belügen könne.

Vielleicht stimmt das ja.

Tylers Blick schien stets mehr zu erfassen, als es sonst ein Augenpaar vermag, und ich war deshalb geneigt, über die mögliche Existenz eines dritten Auges nachzudenken, ohne wirklich daran zu glauben.

Ansonsten versuchten wir allerdings, uns gegenseitig so gut wie möglich vom Nachdenken und Grübeln abzuhalten. Dazu unternahmen wir feucht-fröhliche Spazierfahrten durch Whitehorse, auf denen wir im Wechsel das Steuer oder die Flasche übernahmen. Wir steuerten die vielen verwaisten Parkplätze an und zeichneten mit Hilfe der Handbremse kreisrunde Donuts in die zuckrigen Schneeschichten. Unsere Fahrmanöver schleuderten allerlei Gerümpel von der Rückbank und gegen die Fahrersitze. Die im Fond des Trucks liegenden Reste aus Tylers sportlicher Phase litten unter

dem Geschleuder. Boxhandschuhe, ein Baseballhandschuh und -schläger, eine halbe Hockeyausrüstung, ein Basketball und anderer Krimskrams wurden wild hin und hergeworfen. Ganz zu schweigen von den Flaschen, die jede Kurve mit klingelndem Gekirre kommentierten. Der Fußraum unter dem Beifahrersitz diente schon länger als Altglascontainer.

Mein holprig gelallter Vortrag über deutsches Recycling und das Sortieren der Flaschen nach Farbe sorgte bei Tyler für große Erheiterung.

Am Ende fand dann das Auto den Rückweg zum Copper King.

Wir stolperten ins braune Dunkel und ließen Guns N' Roses wiederauferstehen. Die »Use your illusion«-Videokassette ihrer '92er Welttournee steckte bereits im Videorekorder und wartete auf unser Play-Signal.

Auf dem Sofa philosophierten wir über die Zylinder-Frage und versuchten uns an einer Liste fiktiver oder realer Personen, denen es unserer Meinung nach erlaubt war, eine solche Kopfbedeckung zu tragen: Dem Monopoly-Mann, Dagobert Duck, allen Zirkusdirektoren dieser Erde und natürlich dem grandiosen Slash.

Wir waren fest entschlossen, uns ein paar Stunden Leichtigkeit zu verschaffen.

Trotzdem konnten wir Offenbarungen und Beichten nicht ganz verhindern. Immer wieder schlich sich die schmerzhafteste Realität in unsere Gespräche. Und so erzählten wir einander nach und nach, was wir vergessen wollten.

21.50 Uhr.

Auf der Suche nach der ersten Mahlzeit des Tages durchstreife ich den »Super A«-Supermarkt. Die richtige Frühstückswahl zu treffen, ist wichtig, zumal mein grummelnder, giftig-galliger und seit einiger Zeit überaus launischer Magen nur wenig verträgt. Also lasse ich mir Zeit. Schlendere gemächlich von Gang zu Gang, greife wahllos nach bunten, knisternden Packungen, lese mir die »Nutrition facts« diverser Kraft-Foods durch, stehe unschlüssig herum, gehe ein paar Schritte, mache wieder kehrt und stelle eine Packung zurück ins Regal. Jetzt steht sie schief. Meine Finger haben kleine Knicke hinterlassen. Beschämt wegen ihres Attraktivitätsverlustes wendet sie das Etikett ab.

Von meinem linken Arm baumelt ein grell magentafarbener Plastikkorb. Zwei maigrüne Granny Smith Äpfel rollen wie Flipperkugeln über den Korbboden. Sie werden höchstwahrscheinlich nach nichts schmecken und meine verdammte Magenschleimhaut martern, ihr Saures geben!... Aber darauf kann ich jetzt keine Rücksicht nehmen. Ich brauche Füllstoff. Bissfestes. Kaubares.

Seit Ewigkeiten lebe ich von Flüssigkeiten, von McDonald's-Milchshakes mit Schuss und Trident Kaugummi. Mir ist nach reißen und schneiden und mahlen zumute, danach, meine Eck- und Schneidezähne zu benutzen. Tagsüber habe ich nicht dieses Bedürfnis. Mein Hunger ist eine Heimlichkeit, die sich nur nachts einschleicht. Ein sehnsüchtiges und ängstliches Geschöpf aus jenem unbeherrschbaren Stoff, aus dem auch meine Träume sind. Den Schutz der Dunkelheit gibt es nicht. Nur meine beschissene Hilflosigkeit

Im Gang mit den Cerealien steht ein junger Typ mit weißem Kittel und versorgt die Regale. Sorgfältig füllt er die Lücken auf, komplettiert die strahlend bunten Reihen und zeigt ein hübsches, anbiederndes, zur Kaufentscheidung motivierendes Lächeln.

Ich nähere mich meiner Stammabteilung, dem Kühlregal. Riesenhafte, fünf Liter fassende Plastikkanister hocken dicht an dicht. Wie fette, weiße Hennen drängen sie sich in die Fächer und erwarten den Kunden, der sie hochnimmt und ihnen den Kopf aufknackt.

Bescheiden greife ich nach einer Ein-Liter-non-fat-Milchtüte. Jetzt noch zwei, drei Becher Jell-O, und meine Versorgung für die nächsten 48 Stunden ist gesichert.

Ich halte den Becher, in dem es sachte zittert und glibbert, gegen das Neonröhrenlicht und ergötze mich an der roten Farbe, für die Azorubin, Cochenillerot A und Brillantblau FCF, oder kürzer, E122, E124 und E133 verantwortlich sind. Eine göttliche Farbe. Rubinrote, jiggelnde Scherben aus geschmacksneutralem, tierischem Eiweiß, für das Schweine und Rinder ihre Häute und Knochen gaben. Süße, magenfreundliche Glibbermasse. Die Päckchen zum Selbstanrühren sind auch nicht schlecht. Am besten mit zwei Teilen Wasser und einem Teil Wodka.

Der schöne Name meiner Leibspeise bleibt hier in Kanada auf der Strecke. Begriffe wie »Kindergarten« oder »Blitzkrieg« bürgern die Nordamerikaner ohne weiteres ein. Vor »Götterspeise« schrecken sie zurück. (Wahrscheinlich, um zu verhindern, dass der gesamte Bible Belt auf die Barrikaden geht).

22 Uhr.

»The Store is closing now.«

In Gedanken beim Rubinrot im Grellpink biege ich in die letzte in den Fressalienwald geschlagene Schneise ein, an deren Ende die Bäckerei und die Kassen liegen. Ich hebe die Augen zum Brotgeruch und dem »Bakery«-Schild.

Zwei Typen lehnen lässig zwischen Theke und Backofen, die Kittel feierabendlich aufgeknöpft. Mit verschränkten Armen und gelangweilten Gesichtern beobachten sie die letzten Kunden auf dem Weg nach draußen. Der eine schaut erleichtert auf seine Armbanduhr. Der andere ist –

Ich erstarre.

Vollkommen steif stehe ich da. Der Mund trocken, die Gelenke verkeilt, mein Blick auf seine Schultern geheftet. Wie festgetackert verharren meine Augäpfel in ihrer Position. Schwarz zieht Schwarz. Sein Haarschopf sticht in meine Pupillen. Eine gnadenlose Bilderparade fährt durch mein Hirn. Ein ganzes Arsenal qualvoller Erinnerungen entpackt sich. Ich kenne diese Schultern, kenne diesen Schädel. Über der leeren Auslage schwebt Kyles Profil.

»The store is closing now.«

Die Stimme der »Super A«-Angestellten durchfährt meine Glieder. Ich drehe mich um und haste die Gänge entlang. Im Laufen ziehe ich mir die Kapuze tiefer ins Gesicht. Endlich erreiche ich die Kasse und schütte den Korbinhalt aufs Fließband. Mit zitterigen Händen zerre ich einen Schein aus der Hosentasche, Münzen fallen klimpernd zu Boden. Egal. Ich grabsche nach meinem Rückgeld und renne zum Ausgang.

Neben der großen, gläsernen Flügeltür mit der »Super A«-Aufschrift hängt eine Pinnwand. Über dem hellen Kork formen acht pastellfarbene Bubblegum-Buchstaben die Überschrift »OUR STAFF«.

Ich halte abrupt an, überfliege die Namen und finde, was ich befürchtet habe. Den Beweis, dass ich meinen Augen trauen kann. Schon in der ersten Spalte lese ich seinen Namen. Kyle Cruthers.

22.07 Uhr.

Es schneit in dichten Flocken. Die Luft ist so vollgestopft mit Plättchen und Prismen und sechsarmigen Sternen, dass ich kaum atmen kann. Ich umkreise die parkenden, unter weißen Masken verborgenen Autos, suche vergebens nach einer bekannten Karosserieform, einer abgespeicherten Farbe.

Er muss also zu Fuß gekommen sein. Vielleicht wohnt er in der Grove Street. Holly Street oder 11th Avenue würden auch in Frage kommen.

Das ist alles in der Nähe. Viel zu nah.

Los, weg hier!

Die Beine laufen, rennen. Mit brennenden Oberschenkeln und einer Schneekruste über den versalzenen Wangen komme ich in der Maple Street an, mache mir nicht die Mühe, Schuhe oder Jacke auszuziehen und steuere direkt auf die Küche und das Telefonbuch zu. Die Plastiktüte fällt mir aus der Hand. Ein Granny Smith kullert unter den Küchentisch. Ich reiße das Telefonbuch vom Regal und blättere mit Links, während ich die vom Tütetragen zur Krallen erstarrte Rechte am Hosenboden aufwärme. Die hastige Sucherei hinterlässt knittrige, rissige Spuren auf den dünnen Seiten. Cra!... Cre!... Cro!... Cruthers! Sechs Zahlen und eine Adresse in Porter Creek. Genau wie ich vermutet hatte. Vom »Super A« aus sind das keine fünf Gehminuten.

Ich stehe noch eine ganze Zeit tropfend in der Küche und lausche den Stimmen aus dem Wohnzimmer, wo Mona, Humphrey und der Fernseher vor sich hinmurmeln. Der Hunger ist

verflügen, mein Durst dafür umso größer.

Mechanisch packe ich Äpfel und Jell-O in den Kühlschrank. Die Milch nehme ich gleich mit in mein Zimmer, wo ich mich mühsam aus meinen klebrigen, nassen Sachen schäle.

Im Wohnzimmer wird es still. Es folgen die gewohnten Zahnputz- und Klospülgeräusche. Eine Viertelstunde später streife ich mir Monas alten Bademantel über. Ich lasse den Discman in die rechte Tasche gleiten, klemme mir den Milchkarton unter den Arm und befreie eine jungfräuliche Flasche Rum aus ihrem Kofferversteck. Auf Zehenspitzen schleiche ich mich ins Badezimmer.

Im Bad ist es warm. Es riecht nach Monas Haarspray. Der Moschusduft ihres Parfums mischt sich mit dem scharfen Geruch von Humphreys Rasierwasser. Neben dem Waschbecken liegt ein bunter, glitzernder Haufen aus Kims Haarspangen und Freundschaftsbändchen.

Ich setze mich im Schneidersitz auf den dicken, ockergelben Läufer und lehne mich gegen den Heizkörper. Da ich kein Glas mitgebracht habe, spüle ich kurzerhand den Zahnputzbecher aus. Ich schenke mir eine besonders böse Mischung ein und schlucke nach Leibeskräften. Nach der zweiten Runde raffe ich mich auf und steige, meinem Spiegelbild ausweichend, in die Dusche.

Brennend heiß bestrahle ich den Erinnerungstumor in meinem Kopf. Stelle mir vor, wie ich jede einzelne verkrebste Gedankenzelle pulverisiere, liquidiere, eliminiere und meine Schultern von dieser Last befreie.

Überall diese Reste. Seine Reste, meine Reste. Wie kriege ich das ab? Wie wäscht man das aus? Wie, wie nur?

Ich verbringe die Nacht im Bad. Rolle mich auf dem gelben Fleck zusammen. Über mir vermengen sich Wasserdampf und vertraute Gerüche. Der Spiegel sieht mich nicht mehr. Gut.

Ich will nicht schlafen. Will nur hier liegen. Liegen und trinken und warten, bis es Tag wird.

Langsam nähert sich der Flascheninhalt dem Boden. Das Glas zu treffen, fällt mir zunehmend schwer.

Um 4.20 Uhr übergebe ich mich in das Waschbecken aus Marmorlimitat.

Ich wage einen Blick in den Spiegel. Vier Streifen schraffieren mich unterhalb der Brust, beschreiben einen spitz zulaufenden Bogen bis zur Taille.

Rippen, denke ich und übergebe mich ein weiteres Mal.

Erschöpft rutsche ich auf meinen Platz an der Heizung zurück und setze die Kopfhörer auf. Zum dritten Mal in dieser Nacht spielen die Deftones ihr »White Pony«-Album. Noch ein letzter Song.

In 4.01 Minuten muss ich das Badezimmer räumen. Humphrey hat heute Frühschicht. Ich drücke die Play-Taste und nicke mit dem Kopf zu folgenden Lyrics:

»When you're ripe you'll bleed out of control you'll bleed out of control when you're ripe you'll bleed out of control you'll bleed out of control when you're ripe you'll bleed out of control you'll bleed out of control

you like attention it proves to you you're alive stop parading your angles you'll know when you're ripe

you're pregnant with all this space thick with honey but I've lost my taste

when you're ripe you'll bleed out of control you'll bleed out of control when you're ripe you'll bleed out of control you'll bleed out of control when you're ripe you'll bleed

out of control you'll bleed out of control

you're pregnant with all this space thick with honey but I've lost my taste

when you're ripe you'll bleed out of control you'll bleed out of control when you're  
ripe you'll bleed out of control you'll bleed out of control.«

Eine alte, abgegriffene Straßenkarte. Vor über zehn Jahren ungeduldig falsch zusammengefaltet. Ein Kuddelmuddel aus Flüssen, Seen und Wald.

Die Bildausschnitte, die das Yukon Territory stark vereinfacht und aus Tausenden Metern Höhe zeigen, verbleichen. Grüne und blaue Flächen werden weißlich, Weißliches wird löchrig.

Behutsam entfalte ich die Karte. Zwingen mich, sie langsam und sorgfältig auszubreiten. Mir fehlt die Ruhe. Es entstehen neue Risse.

Dann liegt es vor mir, das weite Land, und ich beuge mich über die Filzstiftmarkierungen.

Sieben schwarze, X-förmige Kreuze:

Zwei dicht beieinanderliegende Xe in der Fir Street. Ein X auf der Nordseite der fast sechs Kilometer langen Centennial Street. Auch die Maple Street, der Beginn der Prospector Road und das weit außerhalb der Stadt gelegene Mendenhall sind markiert.

Zwischen dem »Super A«-Supermarkt und dem südlichen Ende der Centennial sitzt ein schwarzer, unregelmäßig geformter Klecks, bei genauem Hinsehen ein nachträglich übermaltes X –

Nicht an den Fleck denken. Jetzt nicht.

Ich konzentriere mich auf das Kreuz in der Maple Street. Von hier aus zieht eine krakelige, verschmierte Linie nach Nordwesten, passiert Crestview und Forestview und knickt nach rechts in den Klondike Highway ab. Mein Finger legt sich auf das Papier und folgt der Tintenspur. Am Foxlake und den Twinlakes entlang bis nach Carmacks, einem 391 Seelen Kaff. Ich lese Yukon Crossing, Pelly Crossing und Stewart Crossing, schiebe den Nagel meines Zeigefingers am Gravel Lake vorbei, passiere Flat Creek, Rock Creek und Bear Creek und stoppe in Dawson City.

Wo Klondike und Yukon River zusammenfließen, endet die Linie.

Ein großes J hebt sich klar von der hellen rosaroten Stadtfläche ab. Östlich von Downtown Dawson (dicht neben dem J) entziffere ich Folgendes:

$524 \text{ km} = 524\,000 \text{ m} = 5822,222222222223 \text{ Schritte (à } 90 \text{ cm)} = 2278260,87 \text{ Füße (à } 23 \text{ cm)} = 18 \text{ Tage (bei } 30 \text{ km/Tag)} = 7\text{--}8 \text{ h Auto fahrt} = 1 \text{ h } 15 \text{ min Flugzeit} = \text{UNMÖGLICHKEIT, UNMÖGLICHKEIT, UNMÖGLICHKEIT.}$

Mein Blick wandert zwischen den Kreuzen und der UNMÖGLICHKEIT hin und her, ziellos wie damals. Vergangene Spuren, vergangene Zeichen. Sinnlose Erinnerungen. Hier ein Kreuz, da ein Kreuz, hier ein –

Plötzlich sehe ich es.

Ein Muster! Eine bekannte Ordnung! Die alten Markierungen schließen sich zusammen. Vor mir enthüllt sich das versteckte Bild.

Es tritt aus dem Schutz der Kartenfarben, wird klar, deutlich, lesbar.

Mit dem Daumennagel ritze ich Verbindungslinien ins Papier, Kerben verknüpfen Kreuze. Das Ergebnis verblüfft mich.

Mendenhall ist Muscida, ist Auge oder Schnauze des Großen Bären.

Unser Haus auf der Centennial ist Dubhe, der Stern unterhalb der Schulter.

Die Maple Street ist Merak und liegt über den Rippen.

Die Fir Street, das ist Phekda, am Ansatz des Hinterlaufs.  
Der verdammte Fleck, am Ende der Centennial, ist Megrez.  
Und Prospector Road?  
Die Prospector ist tatsächlich Alkor Mizar, bildet also die ungefähre Mitte des Schwanzes.

Meine Vergangenheit glotzt mich an. Ein großer Bär mit traurigen Augen. Ein Wagen, der mich Nacht für Nacht überrollt. Sie war schon lange vor mir da. Da oben, in der Dunkelheit.

Vielleicht habe ich die Sterne ausgelöscht, einfach ausgekreuzt?

Vielleicht sind sie, einer nach dem anderen, erloschen?

Erst Muscida, dann Phekda, dann Dubhe, später Merak und schließlich Mizar.

Ich hab sie ausgepustet.

Kein Licht für mich.

Sie leuchten nur noch zum Schein.

Seit zehn Jahren betrachten romantisch gestimmte Menschen die Leiche des Bären, den ich erlegt habe. Ha, ha.

Lichtreste, Ich-Reste.

Irgendwann werden sie verbraucht sein.

Und dann? Kommt dann das Vergessen?

Pah. Vergessen, Vergessen, Vergessen – dass ich nicht lache!

Nichts werde ich vergessen!

Angefüllt mit Lachlust werde ich sein, wie jetzt werde ich mich ausschütten vor Lachen. Eine Irre, die kreischend durch den Äther treibt.

Ich bin selbst schuld, natürlich bin ich das. Wer ist schon ohne Schuld, frage ich, wer?

Aber ich, ich will mich reinwaschen. Zeugnis ablegen. Beichten.

Alles genau berichten, um schreibend die Dämonen auszutreiben. Mich erklären, mich rechtfertigen und reiner als rein werden. Meine Tat, wenn nicht ungeschehen, so doch wenigstens VERSTÄNDLICHER machen ■...

Deshalb musste ich den ganzen Schlamm längst vergangener Sünden aufwirbeln. Mich tief in den Sumpf hineinwühlen.

Jetzt stehe ich da. Starre die zerfledderte Land- oder Stern- oder Was-auch-immer-es-sein-mag-Karte an, den Kopf voller Sprüche:

Mein Leben – ein aufgebundener, steppender Bär.

Mein Schreiben – ein Bärendienst, den ich mir selbst erweise.

Ich bin schuld, ja. Schuld an dieser ganzen, großen Scheiße, die nicht mehr ist als ein Witz.

Da gebärde ich mich aufs Theatralischste, überhöhe mein Dasein aufs Schwindelerregendste, leide, heule und klage ekstatisch, und wofür?

Um schließlich, hier, auf dem kalten Boden sitzend, einen Blick in den Großen Bären, in den sich über den Nachthimmel bewegendes Plan meines Lebens zu werfen und dabei hysterisch zu lachen.

Ich seh's ein. Ja, ja doch, ich seh's ein! Es gibt keinen Unterschied zwischen Erzählen und Schweigen! Meine Beichte ermöglicht weder Buße noch Absolution.

Nur noch Ehrgeiz ist es, der mich antreibt. Ich will es beenden, die Geschichte zu Ende erzählen.

Ich bin auch im Schreiben zu weit gegangen. Zu weit, um noch abbrechen zu können. Ich werde

mich erinnern müssen.

Ich habe Angst. Eine Scheißangst vor diesen Seiten.

Würde gerne auf Distanz gehen.

Zehn Jahre Distanz sind nicht genug.

Meine Träume überbrücken sie mühelos.

Nichts verschwindet aus dieser Welt. Die Dinge verschieben und verrücken sich nur. Sie zerfallen, formen sich neu und leben ewig weiter.

Erinnerung. Vergessen. Schuld. Vergebung. Leben. Sterben.

Alles einerlei.

## *Ostersonntag.*

Ich sitze in Tylers Trailer. Vor mir auf dem niedrigen, eckigen Sofatisch, dessen Beinstümpfe in der Dunkelheit versumpfen, steht ein brillantgelber Pappkarton. So durch und durch gelb, dass er den Sieg davonträgt gegen die Dunkelheit und ihr ein kleines, kubusförmiges Leuchten, einen aufgehellten Fleck, abringt.

Auf der mir zugewandten Seite lese ich meinen Namen in den vertrauten Bögen und Schwüngen der Handschrift meiner Mutter.

Meine Hand schließt sich fester um das kleine, dickwandige Glas.

Nach einiger Zeit wehren sich Daumen und Handfläche mit krampfartigen Zuckungen gegen den Klammergriff.

»Ah! Damn it !...«

Ich lasse das Glas los und öffne meine geballte Rechte. Gläsernes rollt über Hölzernes. Die Pappwand hält es auf. Mit dem linken Daumen massiere ich die Lebenslinien und Fingerglieder meiner Schreibhand. Ich lockere die Hand, lasse sie vom Gelenk baumeln. Nervige Scheiße.

Tyler redet unterdessen ungerührt weiter. Zwischen den Sätzen wandert seine linke Hand in mein Osterpäckchen. Seine Finger rascheln tastend durch Verpackungsschnipsel und erbeuten kunterbunte Eier verschiedenster Größe.

Erstaunlich geschickt befreit er die Schokoladen einhändig aus der silbrig-glänzenden Aluminiumhülle. Bloßgelegtes Braunes kullert über den Rand der rosa Mundspalte, verschwindet und verschmilzt im Dunkeln.

Die Erzählung wird heftiger, lauter. Jeder Satz endet mit einem ovalen, süßen Punkt. Nur sein Gesicht bleibt bitter.

In den langen, gedehnten Kunstpausen führt er die Flasche zum Mund und trinkt. Trinkt, setzt ab und betrachtet kopfschüttelnd den klaren, zur Neige gehenden Flascheninhalt, bevor er weiterspricht.

Eingelullt von seiner an- und abschwellenden Sprachdynamik sitze ich da und beobachte den Rhythmus aus Schokolade, Schlucken, Schreien, Schnaps, Schütteln; Ei, Essen, Erzählen, Exen, Erschauern; Füllung, Fressen, Flüstern, Flasche, Fixieren; Alpenmilch, Abbeißen, Anklagen, Ansetzen, Anschauen !... Gramm für Gramm, Milliliter für Milliliter. Schokolade und Schnaps geben ständig neue Anstöße. Die Worte fallen wie Dominosteine.

Meine Augen suchen nach Beschäftigung. Ich lasse sie Mutters Buchstaben auf dem Osterpäckchen abtasten. Erlaube ihnen, das E, das L, das I und alle folgenden Zeichen, aus denen sich mein Name zusammensetzt, zu streicheln. Wieder und wieder lese ich mich. Elisabeth Kerz, Elisabeth Kerz, Elisabeth Kerz.

Das führt doch zu nichts!

Ich fühle mich nicht allein. Alleinsein ist nur eine Zustandsbeschreibung, denke ich trotzig. Außerdem ist ja jemand da. Tyler ist da.

Zumindest körperlich ist er da. Innerlich ist er weit in die Vergangenheit abgerückt. Zu seinem Vater und seinen Hoffnungen. Zum Boxtraining. Zu dem vielversprechenden Talent, das er einst war  
■...

Vor mir steht das gelbe Zeichen. Sie denken an mich. Irgendwo, jenseits des Atlantiks, denken sie an mich. Sie denken an Elisabeth Kerz. Keine Ahnung, wer das sein soll. Ich hätte mich weigern sollen, dieses Paket entgegenzunehmen. Tut mir leid, aber dieses Mädchen existiert nicht mehr, hätte ich sagen sollen.

Die Quintessenz von Tylers Gerede betrifft auch mich, oder vielmehr: SIE, diese Elisabeth Kerz, die ach-so-vielversprechende Schülerin von damals, deren Namen ich mit mir herumschleppe.

Wie sehr, wie zuversichtlich haben wir alle auf sie gebaut! Was wurde nicht alles erwartet, von Eltern, Lehrern, Pastoren und mir selbst ■...

Ich bin davon abgerückt. Daheim würden sie sagen »abgekommen«. Vom Weg abgekommen. Jetzt sitze ich hier. Abgetrennt und abgeschieden.

Einsamkeit. Das ist das Wort.

Fuck it, dann muss ich mir eben selbst Gesellschaft leisten.

Scheiß doch auf diesen Namen. Ich werde jedem Buchstaben einzeln zuprosten!

Ein E, ein Shot.

Ein L, ein Shot.

Ein I, ein Shot, und so weiter.

Ich werde wärmer und konzentriere mich wieder auf Tylers Geschichte. Versuche teilzunehmen, zuzuhören.

Er spricht von seiner Angst. Der Angst vor den trockenen Nächten, wenn seine Blutkörperchen zu Abertausenden zinnoberroten Spinnmilben mutieren. Kleine, saugende Krabbler, die sich massenhaft verbreiten und seine Zellen befallen. Spinnentiere, deren Beine sich wie Nadeln durch seine Adern und Hautschichten bohren, sein Körper ein anschwellendes Wimmeln, zum Bersten angefüllt, bereit zu platzen und sich über die Matratze zu ergießen. Vor dem Bett, in dem es zittert und schwitzt, steht eine schwarze, zwergenhafte Gestalt. Sie spricht mit tausend Stimmen. Mal wie sein Vater, mal wie die Mutter, mal wie –

Sie lacht und verhöhnt ihn und redet auf ihn ein, will ihn leiden und platzen sehen. Er hat es nicht besser verdient, es ist seine Schuld. Seine Schuld und seine Schwäche, und beides muss beseitigt werden. Zerfressen, verdaut und ausgeschissen von rachsüchtigen, roten ■Tierchen ■...

Ich bin inzwischen beim Z angelangt. Z. Shot.

Tylers Hand sucht vergeblich in der Kiste herum.

Mein Name schwimmt. Schwimmt in einer Flüssigkeit, die in mir hochsteigt. Das Versiegen des

Eiernachschubs hat Tylers Rhythmus unterbrochen. Er bemerkt, dass meine Augen nass sind. Erschrocken rückt er näher, wuschelt mir durch die Haare, als wäre ich fünf.

»Hey █... What's wrong Dizzy-Lizzy?«

Im Versuch, meine Augen am Überlaufen zu hindern, lege ich den Kopf in den Nacken.

»It's just so fucked up █...«

»What?«

»My life.«

»Oh, come on, Lizzy, you're young, you –«

»Ah, shut up! Don't give me that bullshit! What's that supposed to mean, ›you're young‹!? It doesn't change a thing! If you fuck up, you fuck up. Doesn't matter if you're 16 or 30 █...«

Ich lege das Gesicht in beide Hände. Tylers Linke zerzaust hilflos meinen Hinterkopf.

Dumpf nuschle ich in die Handschale.

»I can't even go to the Supermarket anymore.«

»Why is that?«

»There is this guy █... he █... I don't know █... He's a fucking asshole ... You know the ›Super A« up in Porter Creek? He started working there a couple of weeks ago █...«

»I don't get it █... I mean, you don't have to talk to him, do you?

You could ask for the store manager █... make a complaint, get him fired! Or break some eggs, drop a bottle, let him clean up the isle █...!«

Ich springe auf, schnappe nach meinem Glas, wanke die Wand entlang.

»You don't get it!« Ich leere das Glas. »You just don't get it!!«

Ich hole aus. Das Glas verlässt meine Hand. Es klirrt. Tyler starrt auf die Splitter zu seinen Füßen.

»What did he do?«

»Ah, fuck it, I don't wanna talk about it.«

»No, Lizzy, tell me. What did he do?«

»Why would you care? I'm ›young‹, I've got my ›whole life‹ ahead of me, don't I? Whatever happens, happens, so fuck it!«

»You know I didn't mean it like that.«

Stehen ist zu anstrengend, Gehen eine Unmöglichkeit. Ich lasse mich wieder aufs Sofa fallen. Schweigend sehen wir einander an.

»Did he █...?«

Ich hätte nicht nicken dürfen.

Ich hätte das Paket mit der vertrauten Buchstabenkombination unter den Arm klemmen, mich verabschieden und auf den Weg in die Maple Street machen sollen. Ich hätte gehen sollen. Einfach gehen.

Stattdessen bin ich aufgeplatzt, habe mein Maul aufgerissen. Wie ein Sack, der zu viel trägt.

Vielleicht war es das plötzliche Bewusstsein meiner Einsamkeit, das mich erschreckt hat. Vielleicht war ich wütend auf Tyler, der sich vollständig in sein eigenes Leid einspann und mir kaum Aufmerksamkeit schenkte, mich nicht ablenkte.

Das verdammte Sofa hatte sich wie ein brauner, plüschiger Tintenfischarm an mir festgesaugt und mir meine Bewegungsfreiheit genommen. Aufstehen, Sich-verabschieden, Gehen – alles viel zu beschwerlich. Die Reste meiner Willenskraft waren in die Polsterritzen getropft.

Nicht nur das Sofa, mein ganzes, verpfushtes Leben klebte an mir. Ich wollte mich frei machen, ablösen, mich vor dem Versinken in diesem sündhaften, gottlosen Morast bewahren. Ich wollte beichten. Mich mit Hilfe eines scharfkantigen Bekenntnisses herausstechen. Meine Verbindung zu der schuldhaften Vergangenheit kappen. Ich wollte raus, nichts wie raus.

Und ja, wahrscheinlich fühlte ich mich, nachdem Tyler sein komplettes Seelenleben vor mir ausgebreitet und sich zu all seinen Lasten bekannt hatte, gewissermaßen verpflichtet. »Du zeigst mir deins, ich zeig dir meins« I...

Als ich vom Sofa aufstand und das Glas warf, hatte ich, trotz meines besoffenen Kopfs, längst bemerkt, wie sehr mich das anwiderte. Ich warf das Glas aus einem Gefühl von hilflosem Ekel.

Tylers tragisches Schicksal und die Art, wie er damit hausieren ging, kotzten mich an.

Der Schnaps, die Handschrift meiner Mutter, Tylers Fress- und Beichtorgie, die verdammte Ereignislosigkeit in diesem dunklen Kasten, das vollkommene Fehlen jeder Geborgenheit und die Sehnsucht, die Sehnsucht nach einem Zuhause, das nicht mehr existierte – all das hatte mich in die Enge und in Tylers Nähe getrieben. Sie packte mich am Kopf und ließ mich nicken. Sie. Die Langeweile.

Ich schreibe »Langeweile« und meine »all das«.

Vielleicht wäre Melancholie ein passenderes Wort. Aber ich benutze es nicht. Es klingt mir zu weich, hat diese romantische Tönung, diesen violetten Beigeschmack. Nein, ich bleibe bei Langeweile.

Schwarze, gallige Langeweile, die meine Nachmittage, Abende und Nächte umspült, die hinterhältig ihren Aggregatzustand ändert, um bei Tagesanbruch in feine Partikel zu zerfallen. Kleinste, inhalierbare Teilchen, die über Luftröhre und Bronchien bis tief in die Lunge vordringen. Die sich zu Dunkelwolken zusammenschließen, kumulieren und später schwarz abregnen.

Wenn es denn ein »Später« gibt.

Wenn mich diese Staublawine, dieses Langeweile-Luft-Gemisch, nicht vor Sonnenuntergang ersticken lässt.

Es ist mein Staub.

Erzeugt von tausend kleinen Dämonen, die mich schleifen und bearbeiten.

Es ist mein Leben, das sich in die Länge zieht und meinen Körper erodieren lässt.

Ich bin es, die brennt, deren Rauch aufsteigt.  
Ich atme meine Verfehlungen.  
Und niemand weiß, warum.

Es ist wärmer geworden. Null Grad schon am frühen Morgen. Der Schnee hat seine Pudrigkeit, seine feinkörnige Struktur verloren. Matschige Brauntöne verschmutzen das Weiß.

In den Mittagspausen ziehen wir ohne Jacken ins Wäldchen. Am Nachmittag wate ich durch Dutzende Tauseen nach Hause. Ich hänge meine Socken über die Heizung im Badezimmer.

Gegen Abend ziehen Wolken auf. Ein schwerer, sahniger Himmel hängt tief über Whitehorse. Kurz vor »Matlock« beginnt es zu schneien. Dicke Flocken gleiten gemächlich auf die Hausdächer.

Ich liege in meiner Zelle. Seit Stunden quält mich die Ereignislosigkeit des Tages. Auf der Suche nach einem Stück Ablenkung hämmere ich gereizt auf die Forward-Taste meines Discmans ein. Zwischen zwei Songs bemerke ich Klopferäusche am Fenster. Mit dem Ärmel wische ich die beschlagene Scheibe frei und sehe Tylers zerknirschtes Gesicht. Seit Ostern haben wir uns nicht mehr gesehen.

Mit hängenden Schultern steht er da, ein abgebrochener Ast und eine Flasche Wodka baumeln von seinen Händen. Der sulzige Schneeklecks zu seinen Füßen trägt die Inschrift

I'M SORRY! WANNA GO FOR A RIDE??

Ich antworte mit einem begeisterten Nicken. Heilfroh darüber, der Zelle, der Untätigkeit und der Nüchternheit zu entkommen, schlüpfe ich in Jacke und Schuhe, schleiche mich zur Tür und tauche lautlos ins flockenhelle Dunkel.

Der Truck wälzt sich durch die nassen Schneemassen. Wir lassen Fahrzeug und Flasche die gewohnten Runden machen. Die Stimmung ist gut. Im Radio spielen sie einen Tom-Petty-Song. Wir grölen mit.

Ich wühle ein bisschen in Tylers verwaisten Sportsachen, angle mir den Baseballhandschuh und den Basketball vom Rücksitz und signiere beide mit dem 3000er Edding, den ich ständig in der Jacken- oder Hosentasche mitführe.

Meine Versuche, mir eine »Export A« anzuzünden, scheitern wiederholt an der Brüchigkeit der verflixten Streichhölzer. Erst nach dem dritten zerbrochenen Zündholz kommt mir die Idee, den Zigarettanzünder einzustecken. Der Anzünder funktioniert wider Erwarten tadellos. Ich beuge mich über das Glühen.

Als ich den Kopf hebe, biegt Tyler vom Alaskahighway in die Centennial ein. Nach den ersten drei Zügen tauchen die Lichter des »Super A«-Supermarktes auf.

Wir rollen auf die von Reifenspuren verwüstete Parkfläche zu, werden langsamer und kommen zum Stehen.

Es ist 22.03 Uhr. Die letzten Kunden hasten mit ihren Einkäufen durch die Glastür. Der Parkplatz leert sich.

Als Tyler den Motor abstellt, zähle ich noch vier Autos. Wahrscheinlich die der Kassiererinnen und des Store Managers.

Eine Befürchtung keimt in mir.

Tyler dagegen scheint mit der Welt im Reinen. Er zündet sich eine Zigarette an, legt die Füße aufs Armaturenbrett und raucht genüsslich aus dem Fenster.

22.08 Uhr. Unruhig rutsche ich auf dem Beifahrersitz herum. Zwischen Tylers Augenbrauen bildet sich eine senkrechte Falte. Konzentriert fixiert er den Supermarktausgang. Jeder, der den Laden verlässt, wird von ihm genau gemustert. Sein wachsamer Blick pendelt zwischen dem Ausgang und den Autos, begleitet und beschnüffelt die dick eingepackten Gestalten wie ein Schäferhund.

Räuspernd suche ich meine Stimme.

»Tyler?«

»Hm?«

»What are we doing here?«

Tyler bringt sich in eine aufrechte Sitzposition und grinst mich an. Betont lässig deutet er mit der Flasche Richtung »Super A« und sagt:

»Lizzy, tonight you and I are gonna do some asshole hunting!«

»What?!«

»You heard me. We are going to hunt that fucker down! It's payback time!«

»No. No, Tyler –«

Kopfschüttelnd unterbricht er mich.

»Oh Lizzy █... Poor little Lizzy. Still scared, aren't you? You've got to stop being the prey and start being the hunter! No! Don't interrupt me! Let me finish! Listen: You don't have to do anything, alright? He won't even see you █... Just duck down –«

»What if –«

»Shhhhhhhhh!«, Tyler drückt mir seinen behandschuhten Zeigefinger auf die Lippen.

»Listen to me: You are safe, ok? You are safe with me. Just relax, alright? Relax and enjoy! I'll take care of the rest.«

Ich ziehe mir die Kapuze ins Gesicht, lasse mich tiefer in den Sitz sinken und schnappe Tyler die Flasche aus der Hand.

Drei große Schlucke später. Die Uhr neben dem Tacho zeigt 22.15 Uhr.

Ich versuche mein Glück:

»Maybe he has the day off █... We should leave.«

Tyler wirft mir einen mitleidigen Blick zu. Das kleine Zittern in meiner Stimme ist ihm nicht entgangen.

»Ok«, brummt er, »here's the deal: If he's not out by 10.20 we'll leave, alright?«

»Deal«, höre ich mich krächzen.

Angestrengt starre ich abwechselnd auf Uhr und Ausgang.

22.19 Uhr. Am anderen Ende des Gebäudes bewegt sich etwas. Eine Tür öffnet sich. Ein Lichtspalt fällt in den Schnee. Ich halte die Luft an.

»Is that him?«

Ich nicke.

Kyles Silhouette huscht über die Windschutzscheibe. Als er in den gelben Fleck des Hauptaustgangs tritt, leuchtet das Blau seiner Jacke kurz auf. Nach einigen wenigen Schritten erfasst ihn das gräuliche Dunkel. Er verlässt den Parkplatz und steuert auf die Centennial zu.

Tyler startet den Motor. Im ersten Gang kriechen wir Kyles Schatten nach. Ich gleite vom Sitz. Die Hände gegen das Handschuhfach gepresst, kauere ich auf der Fußmatte und verenge die Augen zu Schlitzeln unter dem Kapuzenrand.

Wir sind jetzt ganz nah.

Tyler gibt Gas. Der Schatten im Schnee schrickt zusammen und dreht sich nach dem Motorheulen um. Im selben Moment schaltet Tyler Scheinwerfer und Fernlicht ein.

Blauer Stoff und helles Fleisch. Zwei abwehrend hochgerissene Handflächen blitzen vor uns auf.

Tyler reißt am Lenkrad. Truck und Kyle schlagen Haken, der eine in die Fahrbahnmitte, der andere in den Straßengraben. Im Rückspiegel sehe ich Kyle aus dem Tiefschnee klettern. Sehe noch, wie er sich den Schnee abklopft, als Tyler plötzlich auf die Bremse tritt. Ich stoße mit dem Kopf gegen das Handschuhfach.

»Ah, fuck █... Tyler! Tyler? What are you –«

Er schnallt sich ab. »Stay here!«

Er hört mich nicht. Schlägt die Tür zu und entfernt sich. Mit großen, schnellen Schritten nähert er sich Kyle. Ein kleines Zucken, eine reflexartige Bewegung, dann kracht Tylers Linke gegen die dunkle Masse, die überrascht aufschreit und rückwärts taumelt. Tyler setzt ihm nach. Von links und rechts hämmern seine Fäuste auf die schwankende blaue Figur ein. Er fällt sie mit wenigen █Schlägen.

Ich erwache aus meiner Starre. Mein Blick rast durch Scheiben und Spiegel. Niemand zu sehen.

Tyler bearbeitet den im Schnee liegenden Menschenhaufen mit Fußtritten. Ich kann nicht verstehen, was er schreit. Der Haufen antwortet mit unterdrückten, stöhnenden Geräuschen.

Wenn jetzt jemand vorbeifährt, sind wir dran, sowas von dran!

Fliehen. Wir müssen fliehen! Noch ist es nicht zu spät! Die Autonummer wird er nicht lesen können, bei dem Schnee █... Fuck, was macht Tyler da draußen? Er wird ihn noch totschiagen. Sie werden ihn in den Knast stecken. Ich muss was tun, irgendwas tun!

Wenn ich aussteige, wird er mich sehen. Verdammt, er wird mich sehen! Was, wenn er sich plötzlich wehrt? Was, wenn er auf mich losgeht? Er kennt meinen Namen, er kennt meinen Scheißnamen! Er wird mich anzeigen. Er wird – oh fuck, fuck, fuck! Wir müssen hier weg!

In wilder Panik durchwühle ich den Rücksitz, greife mir Tylers Baseballschläger, reiße die Beifahrertür auf und springe aus dem Truck. Den Schläger hinter dem Rücken versteckt kämpfe ich mich durch den kniehohen Schneematsch am Straßenrand.

»Tyler, stop it! STOP IT!«

Er bemerkt mich erst, als ich neben ihm stehe.

Verwundert blickt er zwischen dem röchelnden Kyle, aus dessen Nase es rot in den Schnee tropft, und mir hin und her. Ich kann ihn atmen hören. Die schwarzen Handschuhe glänzen dunkel und feucht. Ein Geruch nach Kupfer und Leder steigt mir in die Nase. Was jetzt?

Kyle bewegt sich.

»Tyler? Tyler! Come on! What are you waiting for?«

Inzwischen kniet Kyle auf allen Vieren im Schnee. Langsam hebt er den Kopf. Unsere Blicke treffen sich. Er erkennt mich.

Voller Hass zischelt er meinen Namen. Das Sprechen scheint ihm schwerzufallen. Er hält sich die Rippen. Aus seinen Mundwinkeln rinnt Blut.

»What a slut you are!«

Seine Stimme ist kaum wiederzuerkennen.

Ich wende mich Tyler zu. Er wirkt abwesend, vollkommen unbeteiligt. Wie ein Statist, dessen Szene bereits im Kasten ist. Ich spüre meinen Kopf heiß werden.

»So you're sucking some indian dick now, eh? Does he get to fuck you, too? Does he fuck you in his truck?«

Mein Herz überschlägt sich und lässt meinen Körper bis in die Fingerspitzen pulsieren. Ich

vergesse mein Englisch.

»Halt's Maul!«

Kyle versteht mich nicht.

»Does he get a thank-you-fuck now, 'cause he beat me up?«

Mein Mund ist trocken. Die Bronchien stehen weit offen. Ich atme.

»God, what a slut you are! I should have fucked you even harder, you fucking cunt!«

Am Baseballschläger ballt sich meine Rechte zur Faust. Ein Impuls fährt durch helle Fasern, Bündel und Sehnen, bis tief hinab in meine Knochen. Der Schläger wird zur Verlängerung meines Armes.

Ich wende mich ab und spüre, wie ich aushole.

Mein Rumpf verwindet sich, dehnt Brust, Schulter und Arm. Ich bin ein gespannter Bogen. Mein Körper fließt.

Der Schläger überholt mich.

Die linke Hand ist die letzte Perle in der Bewegungskette. Sie hebt sich und stabilisiert den Griff der rechten.

Holz und Hände rasen auf Kyles Scheitel zu. Der Aufprall ruckt durch meine Wirbel, als sein Schädel den Bremsweg verkürzt.

Ich spüre ein Splittern, ein Nachgeben. Die Wucht des Schlages lässt Zellen platzen. Blutgefäße reißen. Knochen brechen.

Jemand schreit mit meiner Stimme.

»WER FICKT JETZT WEN?!«

Kyles Arme knicken ein. Sein Gesicht fällt in den Schnee.

»ICH HÖR DICH NICHT!«, schreit es aus meinem Hals.

Ich hole erneut aus, bin ein einziges Zucken, kontrahiere unkontrolliert. Ungekannte Kräfte reißen an meinen Armen. Abermals kracht der Schläger in den Schopf.

»WER?« Ich hole aus. »FICKT!« Ich schlage zu. »WEN?« Ich hole aus.

Der Schnee macht mich blind. Der Schläger ist mein Auge, er findet seinen Weg.

Jemand packt meine Schultern. Umklammert mich von hinten. Es ist Tyler. Ich hatte ihn vergessen.

Er hält mich, spricht auf mich ein, nimmt mir den Schläger aus der Hand. Ich gebe das Holz frei. Im selben Moment ebbt das Beben in mir ab. Spannung und Kraft weichen von mir.

Regungslos stehe ich da und starre auf den erschlafften Körper unter mir, aus dem dunkle Flüssigkeit ins Weiß sickert.

Tyler zerrt mich zum Truck. Meine Beine gehorchen nicht, Knie knicken bei jedem Schritt. Tyler startet den Motor und schleicht durch das Schneegestöber Richtung Highway.

Nichts als Dunkelheit und Flocken.

Im Schrittempo nähern wir uns dem »Copper King«.

Mein Kopf ist leer. Wie eine Marionette sacke ich auf dem Sofa zusammen. Umständlich zerzt Tyler an meinen Klamotten.

Er trägt meine Jacke ins Badezimmer, tastet nach dem Lichtschalter und flucht. Kein Licht im Bad.

Nur die Glühbirne in der Küche leuchtet auf. Ich blinzele.

Erst jetzt sehe ich die Blutspritzer auf meinen Schuhen und Hosenbeinen. Augenblicklich bin ich wach, hellwach.

Hastig streife ich Schuhe und Jeans ab. Das Blut hat den rechten Schuh durchdrungen und den Socken befleckt.

Ich lasse beide Spülbecken mit eiskaltem Wasser volllaufen und schrubbe, bis ich meine Hände

nicht mehr spüre.

Tyler hat sich inzwischen umgezogen. Er stopft seine Kleider und meine Schuhe in einen Sack und verschwindet wortlos.

Als er zurückkommt, riecht er nach Benzin.

In dieser Nacht muss ich nicht nach Hause laufen.

Es dämmt bereits, als ich mich in der Maple Street auf mein Bett fallen lasse. Mein Fensterviereck leuchtet strahlend weiß.

Porter Creek liegt ganz still. Begraben unter gut 50 Zentimetern Neuschnee.

Der »Whitehorse Star« liegt aufgeschlagen auf dem Küchentisch. Die Zeilen springen mir ins Gesicht, zerkratzen meine Augen. Sie machen es endgültig wahr:

### Death of a young Man

»... found dead in the snow on Centennial Street (Porter Creek) ... has been ruled a homicide. Eighteen-year-old Kyle Cruthers was found by a snowplow driver early tuesday morning ... according to the medical examiner's report, Cruthers died of ›complex homicidal violence‹...«

Mit spitzen Fingern blättere ich um. Das Zeitungspapier knistert verräterisch.

Ich habe verschlafen. Neben der Spüle trocknet das Frühstücksgeschirr. Drei Tassen, drei Teller.

Harvey, Mona, Kim und alle anderen Zeitungsleser wissen es jetzt.

Auch die Radiohörer wissen es.

Am Nachmittag interviewt das Lokalfernsehen den Schneepflugfahrer.

Ich kann spüren, wie sich die Nachricht verbreitet, wie sie ihre Kreise zieht. Eine flammende Zunge entzündet die nächste, die wiederum eine weitere entflammt. Wie Opferkerzen.

Whitehorse brennt, lichterloh und wütend. Brennt darauf, den Mörder zu fassen. Ihn auszuräuchern, aus seinem Bau zu zerren und Rache in Form von Recht zu üben.

Jeder spricht darüber.

Scheiterhaufen aus Abscheu werden errichtet. Im Supermarkt, in Büro- und Klassenräumen, an Küchen- und Stammtischen. Man erzählt sich Details und Gerüchte. Hasserfüllte Mütter und Großmütter halten ihre Fackeln gegen die Scheite. Verachtung verqualmt die Luft. Ich reiße Fenster und Türen auf, versuche zu atmen.

Meine Schuld erstickt mich.

Sie wissen es. Sie wissen es alle.

### Und Gott?

Gott schweigt. Verbirgt sich hinter den Wolken.

Keiner weiß, wann ich vor ihm zum Gericht erscheinen muss.

Oder ist es bereits geschehen? Hat er mich im Schlaf gestreift, mich gezeichnet?

Ich schließe mich im Badezimmer ein. Mit den Händen umfasse ich das Waschbecken. Das sind die Hände. Mit diesen Händen habe ich –

Doch sie tragen kein Mal, sind nicht blutverkrustet. Die großen Handflächen, die kurzen, knöchigen Fingerbeine, die wenig damenhaften, ungleichmäßig gefeilten Nägel, der Ring meiner Mutter – sie verbergen ihre Tat, sehen aus wie immer.

Langsam hebe ich den Kopf. Mein Blick gleitet über Bauch, Brust und Hals meines Spiegelbildes, tastet sich hinauf zu Kinn, Nase, Wangen und Augen. Ich streiche mir die Haare aus der Stirn. Nichts.

Kein Zeichen.

Das Glas zeigt mir eine dünne, abgehetzte Gestalt. Blass, mit ungewaschenen Haaren und weit aufgerissenen, erschreckten Augen in dunklen Höhlen, der Mund verhärtet, schmaler als gewöhnlich, die Lippen eng aufeinander gepresst.

Wer ist das?

Was hat sie getan?

Sie wissen es alle. Sie werden es sehen. Meine Augen werden mich verraten, werden die Bilder jener Nacht widerspiegeln, auf dass jeder in mein Innerstes blicken und mich entlarven kann.

Ich sage mir tausendmal, dass ich Ruhe bewahren muss. Es führt keine Spur zu mir. Die Reifenabdrücke sind verschüttet, für immer verloren im kalten Weiß. Schuhe und Schläger sind verbrannt.

Und Tyler, Tyler wird bald aufbrechen, wird Whitehorse verlassen, nach Alberta ziehen, alles wie besprochen. Der einzige Zeuge ist tot. Er ist tot.

Und es waren meine Hände.

In der Schule wird eine Schweigeminute für Kyle gehalten. Schließlich war er einst Schüler hier. Im Sommer 2000 hat er seinen Abschluss gemacht.

In den Gängen hallt sein Name. Ich versiegle meine Ohren, stelle mich taub, überhöre die Gespräche, Spekulationen und Verdächtigungen. Um mich nicht durch meine Teilnahmslosigkeit verdächtig zu machen, steigere ich meine Rauschmitteldosis, bis ich schlicht zu breit bin, um überhaupt irgendetwas von mir geben zu können.

## 41.

Tyler und ich sehen uns nicht mehr.

An einem Sonntag führen wir unser letztes Telefongespräch. Er sagt: »You should leave the country«, und legt auf.

Am Abend sehe ich Humphreys Bibel, die ansonsten ihren festen Platz auf seinem Nachttisch hat, im Wohnzimmer liegen.

Ich ziehe an dem roten Lesebändchen, schlage sie auf und übersetze.

»Und Lamech sprach ■... Einen Mann erschlug ich für meine Wunde und einen Jüngling für meine Strieme. Kain soll siebenmal gerächt werden, aber Lamech siebenundsiebzigmal.«

Ich ziehe an dem zweiten Lesebändchen. Es ist grün.

»Was hast du getan? Die Stimme des Bluts deines Bruders schreit zu mir von der Erde. Und verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul hat aufgetan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen. Wenn du den Acker bauen wirst, soll er dir hinfort sein Vermögen nicht geben. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.

Kain aber sprach zu dem Herrn: Meine Sünde ist größer, denn dass sie mir vergeben werden möge. Siehe, du treibst mich heute aus dem Lande, und ich muss mich vor deinem Angesicht verbergen und muss unstet und flüchtig sein auf Erden ■...«

Ich wage einen letzten Versuch, schließe die Augen, schlage das Buch auf und tippe mit dem Zeigefinger auf eine Zeile.

»Trümmer, Trümmer, Trümmer werde ich aus ihr machen. Sie soll nicht sein –« Der Rest verschwimmt.

Meine Hände lassen los, das Buch fällt zurück auf die Polster.

Wie kann es sein, dass ich noch aufrecht gehe und stehe?

Etwas in mir ist zerbrochen. Kyle ist innerlich verblutet.

Erste Stunde, letzte Reihe.

Ich bin müde. Die Angst vor meinen Träumen hält mich wach.

Mrs. Williams redet, erklärt, gibt Anweisungen – soweit ich das mitbekomme.

In unregelmäßigen Abständen unternehme ich angestrengte Versuche, ihr zuzuhören, mich auf ihre Worte zu konzentrieren, ihren Zusammenhang und Sinn zu entschlüsseln. Aber schon nach wenigen Sätzen verschwimmt Mrs. Williams Gestalt im Nebel. Die Frau, die Töne, die sie von sich gibt – alles ist so weit weg. Viel zu weit für meine kurzsichtigen Augen. Viel zu leise für meine Ohren, in denen es dröhnt.

Meine Hände liegen flach und kalt auf der Tischplatte. Zwei Werkzeuge, die Realität formen und mir den Rücken zuwenden.

Flossen, die nachts durch Seen aus Blut paddeln. Maulwurfartige Grabschaufler. Blind, bewusstlos, mit instinktiver Brutalität haben sie meine Hoffnungen untergraben, mein Leben zerwühlt.

Die Erde trägt mich nicht. Sie platzt auf unter dem Gewicht meiner Schuld. Ich breche ein, hinab und hinein ins Erdreich, ins Totenreich. Dunkler, frischer Dreck klebt an meinen Füßen. Eine Schmutzspur schleift mir nach.

Während ich hier sitze, verbindet sich Kyles Körper mit der Erde.

Er verwest, zerfällt in kleinste Teilchen. Er verbindet sich mit den Elementen, um bald überall sein zu können. Die Erde, die einst sein Fleisch war, greift nach mir, ich atme den Staub seiner Knochen, und die Welt, die Welt dreht sich weiter, unbeeindruckt, ungerührt, gleichgültig. Mrs. Williams hält ihre Unterrichtsstunde, die Mitschüler gähnen und schauen auf ihre Armbanduhren.

Sie wissen nichts von meiner Rechten. Der Schwurhand, die sich aufgebäumt hat und zur Führhand, zur Schlaghand wurde. Die Wahrheit bietet sich ihnen an, liegt offen da, ist mitten unter ihnen, hier, auf diesem Tisch. Nur greifen sie nicht danach. Sie versuchen es gar nicht. Nicht einmal mit halbem Herzen, nicht einmal aus Versehen.

Ich spreize die Hand und betaste die Fingerknochen. Zwei im Daumen, jeweils drei in Zeige-, Mittel-, Ring- und im kleinen Finger. Ich verstecke den Daumen in der Handfläche. Jetzt ist sie ganz harmlos, diese Hand. Ganz schmal. Kaum breiter als Elle und Speiche.

Ich kremple den Ärmel hoch, drehe das Handgelenk und lasse die fünfbeinige, fleischfarbene Spinne auf den Rücken fallen. Sie zeigt mir ihren flachen Bauch. Eine robuste Platte aus Sehnen, durchzogen von Linien, von denen ich längst nicht mehr wissen will, was sie prophezeien.

Kryptische Scheiße.

Warum ist hier nichts eingezeichnet? Keine Warnung, kein gar nichts.

Drei krumme Hilfslinien. Nur wo sind die Buchstaben, wo ist die Nachricht? Wo ist das Stigma, das mich als Verbrecherin ausweist?

Ich öffne und schließe meine Faust. Adern und Arterien pumpen sich auf und treten deutlich aus dem Weiß hervor. Grünlich blaue Blutschläuche, in denen es fließt. Die meine Hand immerzu weiterversorgen, egal, was sie tut.

Kyles Schlauch ist geplatzt, ausgelaufen, hat den Schnee bekleckst wie rote Tinte. Sein Blut hat meinen Fehler markiert, nachdem es für die Korrektur zu spät war.

Korrektur. Reue. Schuld. Sie kommen immer zu spät. Viel zu spät.

All die Jahre hindurch bin ich willenlos durch mein Leben getrieben. Ein wachsames, staunendes, träumerisches Gleiten. Eine steile und schneller werdende Talfahrt, direkt auf diesen einen Punkt zu. Wie ein Pfeil bin ich auf mein Ziel zugeschossen, die Grenze, die ich überschreiten würde, fest im Visier.

Es war mein Moment. Meine Stunde der Machtergreifung. Mein Körper wollte mich handeln sehen. Seine Hände befreien von den Gesten der Bitte und des Gebets. Nichts mehr annehmen, nichts mehr hinnehmen. Innerhalb weniger Sekunden vollzogen meine Werkzeuge die Wandlung zur Waffe. Sie wollten selbst ihr Schicksal bestimmen.

Meine Hände. Zwei Radikale im Dienste des freien Willens.

Freier Wille. Pah. Was für eine lächerliche Erwartung an diesen Zellhaufen, den sie Elisabeth getauft haben. Ein aufgeblasener Begriff, hinter dem sich nichts weiter als eine fünfzig Kilo schwere Masse dicht gebündelter, verknüpfter, verzahnter und verschalteter Lebendigkeit verbirgt. Ein Speicher, vollgefüllt mit Informationen und Reaktionen, der mir Handlungen diktiert. Ich bin Befehlen gefolgt, weiter nichts.

Mein Körper griff unter Beteiligung beachtlicher Mengen Adrenalin auf seine instinktiven Triebe zurück und verschaffte mir einen Verteidigungsexzess. Gemeinsam schlugen wir auf die Angst ein. Wir wollten sie besiegt sehen und kannten kein Mitleid.

Es war unvermeidbar. Ich konnte nicht sehen, was mir vorherbestimmt war, nicht aus meiner Perspektive.

Gott hat nichts verhütet. Er hat ihn einfach Amok laufen lassen, diesen Willen, diesen Körper, meine Natur. Vermutlich hat Gott die Fähigkeit einzugreifen schon vor langer Zeit eingeübt.

Die Natur, die er in sieben Tagen auf die Erde geklatscht hat, diese deterministisch verknüpfte Kette, die ihren Gesetzen nur gehorcht, um sich im entscheidenden Moment gegen selbige aufzubauen, die letztlich immer ihren Willen durchsetzt, was weiß Gott noch von ihr? Gleicht sie dem Bild, das er einst erdacht hat? Findet das Wort, sein Wort, noch Begriffe für sie? Ist sie nicht längst ihr eigener Herr?

Natürlich wusste der »Schöpfer« genau, was geschehen würde. Er wusste, dass die Erschaffung der Natur einen Kontrollverlust mit sich bringen würde, und sogleich beschloss er, diesem Verlust einen Namen zu geben. »Freier Wille« sollte der unvermeidliche Bastard heißen, Sohn von Mutter Natur, entstanden durch Selbstzeugung, genährt, gestärkt und gewachsen an ihrem Busen. Nein, Gott greift nicht ein, verhindert nichts. Nichts.

Ich kann nicht glauben, dass ich verantwortlich bin. Es waren die Hände, nicht ich! Ich war nicht die Ursache, habe nichts entschieden, nur ausgeführt. Ich war nur das Instrument meines Willens, unwissend und unschuldig.

Wem beteuere ich meine Unschuld?

Niemand hört mich. Meine Selbstgespräche führen nicht zur Absolution.

Ich frage mich, worauf ich noch hoffen darf.

Die Last der Verantwortung lähmt mich. Ich misstrauere meinen Handlungen. Aus Unentschlossenheit lebe ich weiter. Was erwartet mich?  
Wo werde ich zu Hause sein, wenn nicht in der Lüge?  
Jedes Lächeln ein Betrug, jedes Wort eine Unwahrheit. Meine Gesten sind nichts als fauler Zauber.  
Ich mache mir mein Lügenbett und kann doch der Wahrheit nicht entgehen, die sich in meinen Träumen entfaltet. Bilder, Erinnerungen, Namen – meine Häscher gönnen mir keine Ruhe. Sie messen mich mit dem Maß jener, die das Ausmaß des freien Willens nicht kennen. Nacht für Nacht wiegen sie mein Herz und seine Taten gegen die Feder ihrer Gerechtigkeit. Meine Tat wiegt schwer. Man muss mich verurteilen.  
Ja, ja verdammt, ich bin schuldig. Für alle hier in diesem Raum bin ich schuldig.  
Mrs. Williams blickt in meine Richtung.  
Was sieht sie? Was weiß sie?  
Ich darf sie nicht ansehen, sonst wird sie es sehen, es aus meinen Augen lesen. Sie wird sich nähern, meinen Kupfergeruch wittern, einen Tropfen, einen Spritzer von Kyles Blut entdecken, der mich verrät.  
Mein Kopf ist schwer. In den Schläfen pocht es. Die anderen sind nah, so nah.  
Irgendwann klingelt es.  
Ich stehe auf und gehe. Es gibt kein wohin.

### ***Dream on.***

Der Schnee glänzt grünlich grau. Ich wate durch kalte Schwärze. Pyritkristalle zersplittern unter meinen Sohlen.

Der Himmel ist blendend leer. Am Horizont glimmt es silbrig. Ich begreife: Die Gestirne sind zu Staub zerfallen, pudrige Überreste überziehen die Erde.

Ein Irrlicht leitet mich. Es blinkt vor mir her, zwinkert mir zu und verschwindet. Ich bleibe allein zurück.

Farblose Leere blendet mich, zerstört mir die Augen. Blind lasse ich mich auf die Knie fallen, taste haltsuchend im Staub und finde eine Wölbung im Schwarz.

Meine Handflächen gleiten über die Erhebung, spüren Konturen und Stoff. Temperatur, Festigkeit und Form lassen keinen Zweifel zu:

Es ist ein Mensch.

Da sind Muskeln und feine Härchen, Sehnen und Knochen und ein bewegliches, rundes Plättchen – vielleicht die Kniescheibe?

Der Oberkörper ist feucht, nass und schmierig. Warme, metallisch riechende Flüssigkeit sprudelt meinen Fingern entgegen.

Plötzlich das Geräusch eines Lichtschalters.

Auf das Klack hin erscheint eine grüne, geschlängelte Leuchtlinie. Die Lichtschlange.

Sie schwillt an, wird heller, immer heller.

Dann platzt die aufgeblähte Helligkeit. Gleißendes Tageslicht ergießt sich über das Land.

Ich sehe meine Finger in Kyles Kopfwunde stecken.

### ***Dream on.***

Ich öffne die Tür, vorsichtig, nur einen Spalt breit.

In der Küche brennt Licht. Eine Fremde hantiert am Herd. Sie öffnet Kühlschrank und Brotkasten, greift in die Obstschale und Süßigkeitenschublade, läuft hin und her, langt mit beiden Händen zu und türmt die Lebensmittel auf der Arbeitsplatte auf.

Der kleine Kochtopf dampft und blubbert schon. Sie dreht das Gas zu. Mit der Rechten zieht sie einen langstiligen Pinsel aus dem Regal und lässt ihn im Topf kreisen.

Mit hochroten Borsten taucht er aus der köchelnden Tunke auf.

Er folgt ihrem Armschwung und klatscht gegen den Fressalienturm. Mit sicheren, geübten Strichen nimmt sich die Fremde Oberfläche für Oberfläche vor.

Fettige, gelbliche Butterglätte, raues, knusprig-braun Gebackenes, straff gespannte Traubenhäute; Tafeln und Riegel, Rädchen und Scheiben; Stück um Stück, Portion für Portion arbeitet sie ab. Auch der kleinste Krümel wird mit Glanz überzogen.

Langsam erkalten die pastosen Rotschichten. Die Butter schmilzt unter einem bräunlich aufrocknenden Wundschorf.

Karminrote Tropfen sprenkeln die Fliesen. Ausrufezeichen in Signalfarben bespritzen Kleidung und Schuhe der Köchin. Die Schuhe sind – es sind meine. Ich sehe sie ganz deutlich.

Tyler hat sie nicht verbrannt.

Die Frau pinselt unermüdlich weiter, beschichtet und glasiert jede Schale, jeden Schmelz und jeden Winkel.

Der große, blutige Haufen wuchert über Arbeitsplatte und Boden und begräbt die Küche unter sich.

Ich werde nichts davon essen können, denke ich, es ist alles glasiert. Überall Überzug und alles voll, so voll. Und Spuren. Eine blutrote Glasurspur wird sie zu mir führen.

Nein, nein, rufe ich der Köchin zu, ich darf nichts davon essen!

Ich darf nicht! Ich kann nicht!

Nicht!

Nicht!

Nicht!

## ***Dream on.***

Ich trage die Lichtschlange wie einen Gürtel um die Taille.

Die Gänge sind verlassen, die Schließfächer verschlossen. Kein Schüler weit und breit. Die Uhr hat keine Zeiger.

Ich suche nach einem Gegenstand, der glatt genug ist, um mich abzubilden. Wo finde ich eine reflektierende Fläche?

Ich gehe durch alle Klassenräume. Stelle mich vor die Waschbecken, starre über Wasserhähne hinweg in rechteckiges, kaltes Glas.

Die Spiegel erkennen mich nicht wieder. Ich kann mich nicht sehen.

Eine Glocke läutet.

Große, spitzböige Portale öffnen sich. Viele Hundert Menschen strömen herein. Die Menge erfasst mich. Wir treiben die Gänge hinab und ergießen uns in eine glänzende Halle.

Die Masse ordnet sich und bildet parallele Reihen. Ein Menschenfeld im Glashaus.

Es werden Namen aufgerufen. Einzelne treten vor und nehmen Gegenstände entgegen: Löffel, Wasserschälchen, Flaschen, kleine Fetzen Silberpapier und Kupferplatten. Manche bekommen Rinderaugen in die Handflächen gelegt, andere Handspiegel.

Aus den Lautsprechern wird mein Name gebrüllt. Ich löse mich aus meiner Reihe. Ein Vermummter winkt mich zu sich heran.

Erwartungsvoll strecke ich ihm die Hände entgegen und erhalte nichts als ein abweisendes Kopfschütteln. Enttäuscht lasse ich die Arme fallen. Da tritt der Vermummte zur Seite und gibt den Blick auf eine dunkle, ovale Blutlache frei.

Der Zeigefinger seines schwarzen Lederhandschuhs zeigt auf mich, dann auf die Lache. Das Gemurmel der Reihen in meinem Rücken wird lauter.

»Sieh hinein«, befiehlt der Vermummte.

Folgsam nähere ich mich dem roten Rand, beuge mich vor und – nichts. Die Oberfläche bleibt unverändert leer.

Aus der Menge kreischt eine Stimme: »Sie hat keine Seele!«

Erschrocken drehe ich mich um. Sehe, wie die Reihen zerfallen. Gesichter wimmeln umher. Ein Tumult aus Mündern. Sie schreien von überall her.

»Sie hat sie verloren!«

»Sie hat's getan!«

»Für immer verloren!«

»Sie hat's getan!«

»Sie ist nicht wie wir!«

»Sie war's, sie war's!«

»Verbrennt sie,  
verbrennt sie,  
sie darf nicht länger sein!«

Der Vermummte hält mich an der Lichtschlange fest. Er drückt mir die Lederpranke auf Mund und Nase und sagt:

»Man sieht es dir an, Elisabeth. Man sieht es dir an.«

### ***Dream on.***

Ich öffne die Augen und sehe Kyles Gesicht.

Er sitzt auf der Bettkante und starrt mich an.

Du bist nicht wahr! Du bist NICHT wahr! Ich träume, ich weiß, dass ich träume! Ich muss nur laut genug schreien, dann werde ich aufwachen!

Meine Lider klappen auf, und ich bin wach. Tatsächlich wach.

Im Zimmer ist es hell. Mein Herz rast, das Bett ist feucht. Ich schlage die Decke zurück. Zwischen meinen Knien liegt der Baseballschläger. Tyler hat ihn nicht verbrannt.

Auf dem Nachttisch steht eine Flasche Rum.

Ich steige aus dem Bett, begieße Laken und Schläger mit Hochprozentigem und zünde Streichhölzer an. Die Kissen fangen Feuer. Eine brennende Wand teilt den Zimmerwürfel in zwei Hälften.

Dichter Qualm hüllt mich ein. Ich verbrenne mich am Türknauf, huste um Hilfe. Rauch beißt mir in den Augen. Es wird dunkel um mich her. Ich höre es flackern und knistern und spüre, wie meine Knie nachgeben. Dann wird es still. Ich glaube, ich schlafe.

Irgendwann weckt mich ein Luftzug.

Jemand atmet mich an.

Ich öffne die Augen.

Es ist Kyle.

Sein Gesicht ist ganz nah. So nah, dass seine Augen zu einem einzigen verschmelzen. Hilflos liege ich da, niedergestarrt von einem Zyklopen, der nicht sterben will.

Ich schreie.

Dream on.

Sein Blut.

Dream on.

Sein Gesicht.

Dream on.

Spritzer und Spuren und Flecken.

Dream on.

I'm waiting for you.

Dream on.

Er fickt mich in seinen braunen Stiefeln.

Dream on.

Meine Eltern erkennen mich nicht.

Dream on.

Meine Hände gehorchen mir nicht.

Dream on.

Sie klopfen an meine Tür!

Dream on.

Die grüne Lichtschlange.

Dream on.

Die Vögel platzen in den Bäumen.

Dream on.

65 Jahre lang werde ich dir beim Sterben zusehen.

Dream on.

Ich hacke Gliedmaßen wie Holz.

Dream on.

Sie wissen es alle!

Dream on.

Josh vergisst meinen Namen.

Dream on.

Sein Gesicht.

Dream on.

Und immer wieder sein Gesicht.

Dream on.

Raben kündigen mein Kommen an.

Dream on.

Unter meinem Bett Verwesung.

Dream on ■... and on ■... and on.

Wer rettet mein Nachtgesicht?

»Meine Seele sträubt sich, es anzurühren; es ist, als wäre mein Brot unrein.« (Hiob)

Wir sitzen im Wäldchen auf einem Baumstumpf. Der Stumpf ist feucht, der Boden aufgeweicht. Ein blütenloser Frühling lässt braunen Schlamm sprießen. Tausend Tautropfen versprühen erdige Gerüche.

Bernie isst meinen Lunch, ich rauche seinen Joint. Es ist erträglich – wie immer mit Bernie. Er stellt keine Fragen, verzichtet auf überflüssige Bemerkungen wie »What's wrong?«, »You look tired«, oder »You should eat something«. Er spricht nicht über Offensichtliches, wirft mir keine besorgten Blicke zu und beteiligt sich zu meiner großen Erleichterung nicht an den Gesprächen über Kyles Tod.

Schwer zu sagen, ob es ihn nicht interessiert, oder ob er von Natur aus zu diskret für derartige Themen, für Gerüchte ist.

Wir sparen uns den Nachmittagsunterricht und trampen nach Downtown, wo wir uns durch die Läden treiben lassen.

Waren verschwinden in Bernies Taschen.

Dann laufen wir am Fluss entlang. Der Himmel, eine stahlblaue, blitzsauber ausgeleckte Schüssel, strahlt über uns. Nicht der kleinste Wolkenrest. Wir rauchen noch etwas und schreiten weiter neben den Wellen her, immer im Gleichschritt.

Parkbänke gibt es keine. Stattdessen finden wir eine alte Palette, breiten unsere Jacken aus und hauen uns hin. Auf dem Rücken liegend, die Arme hinter dem Kopf verschränkt schicken wir unsere Blicke aufwärts, verlieren den Fokus, stürzen in die Weite und die Weite in uns. Es riecht nach Schmelzwasser und Sonne. Ich bemerke noch das kleine, schwerelose Gefühl, den Rückzug meines Geistes in eine dunkle, abgeschottete Tiefe, bevor ich den Schlaf falle.

Dicht verpackt in traumlose Schwärze liege ich neben Bernie.

Mein Atem geht ruhig, jeder Zug ein Zuckerstück, eine süße Schwere, die sich auflöst und direkt ins Blut geht.

Als ich aufwache, sinkt die Sonne bereits. Im Osten liegen Wolken.

Ich blinzle. Bernie hat den Kopf auf den Ellbogen gestützt. Wimpernschwarz verschwommen sehe ich sein amüsiertes Grinsen.

»Good morning. You want a cigarette?«

Mit geschlossenen Augen nicke ich und schnappe mit den Lippen nach der »Export A«. Beim ersten Aufglühen der Zigarette setze ich mich auf und lasse das Abendrot in meine Pupillen fallen.

Über uns schwebt inzwischen der Mond.

Zeit zu gehen. Wir ziehen die Jacken an und machen uns auf den Rückweg. Vor uns blinken Lichter auf.

Wir haben Glück. Als wir den Parkplatz hinter »Tim Horton's« überqueren, hupt uns ein roter Truck zu. Es ist Blake.

Auf der Bank neben dem Fahrersitz ist Platz für uns zwei. Aus den Boxen knurrt DMX. Ich sitze in der Mitte. Die Klimaanlage gibt warm und Blake gibt Gas. Zum ersten Mal seit Langem bin ich frei von Kopfschmerzen, habe tatsächlich geschlafen, nicht geträumt und fühle mich angenehm gedankenlos.

Bernie dreht am Lautstärkeregler. Zu dritt grölen wir die Lyrics mit:

»■... what's on y'all niggaz minds, fuckin with me, y'all know somebody has told you about fuckin' with D■...«

Ich höre meine Stimme. Ich bin noch da. Ich bin da.

»■... yeah, it was wrong, but I slid ■... I'll repent one day, just not right now■...«

Angstfrei-angstfrei-Euphorie, jetzt, jetzt,  
jetzt-oder-nie-ohne-Garantie!

»■... what you want nigga? Help me, it's about your best, when I'm done red cross couldn't clean up the mess■...«

Bernie klimpert in seinen Taschen und zaubert zwei kleine Fläschchen hervor. Jeweils 100 ml durchsichtiges Zeug.

Ich schicke es runter in den Magen, zünde ein Feuer in mir an, brenne alles nieder.

»I... I got blood on my hands and there's no remorse! I got blood on my dick, 'cuz I fucked a corpse! I'm a nasty nigger when you pass me, look me in my eyes tell me to my fuckin' face that you're ready to die!«

Scheiße, ich lebe! Ich lebe, lebe, lebe!

Ich werde überleben. Kyle, Josh, Pastor Leroy, Gott – ich werde Whitehorse überleben. Werde das Land verlassen, alles hinter mir lassen, nichts mitnehmen, keinerlei Ballast!

Das Blutbad bleibt mein Geheimnis. Keiner kennt meine Achillesferse. Ich werde unverwundbar sein. Die Träume werden verschwinden, die Erinnerungen verfliegen. Ich werde die Schuldgefühle am Wachsen hindern. Sie werden aussterben, endgültig aussterben und ich, ich werde frei sein!

»I... since I run with the devil I'm one with the devilI...«

Nicht denken, nicht denken, nicht denken.

»I... fuckin' around with me you'll be a broken somethin' I'm out for blood with the crips at war how much shit could you talk with your lips on the floor?«

Und dann sind wir schon da. Maple Street. Ich muss aussteigen, den Rücklichtern nachwinken, ins Haus gehen.

Erst auf der Veranda registriere ich das Auto in der Einfahrt. Schwester und Schwager! Kontrollbesuch.

Ich halte mir die Hände vors Gesicht und beschnüffle meinen Atem. Anschließend tauche ich die Finger in einen Schneerest, versuche, den Zigarettengeruch abzuwaschen, rieche abermals an allen zehn und stelle fest, dass sie zwar eiskalt, aber ihren Gestank nicht losgeworden sind. Körperkontakt sollte ich also vermeiden.

Ich schließe auf.

Fünf Augenpaare schnellen vom Küchentisch hoch. Misstrauische, besorgte und neugierige Blicke mustern mich von oben bis unten. Ich beschäftige mich mit dem Aufschnüren meiner Schuhbänder und suche unnötig lange nach einem Kleiderbügel für meine Jacke.

Verdammt, ich kann ihr unmöglich ins Gesicht sehen.

Warum heute? Warum jetzt? Ich bin nicht vorbereitet, kann meinen Gesichtsausdruck nicht überprüfen. Konnte nicht proben, mich nicht maskieren, nicht wappnen.

Sie kennt mich. Kennt mich zu gut. Sie hat mich aufwachsen sehen, kannte mich, bevor ich mich selbst erkennen lernte, erinnert sich noch, wie ich mit dicken Babypfoten erstaunt mein Spiegelbild betastete I...

Was, wenn sie es sieht, es mir direkt ansieht?

Ich beobachte, wie sich ihr Gesicht verändert. Als ich durch die Tür kam, war es, wie meist, ärgerlich und misstrauisch. Schließlich hatte ich mich verspätet, mich rumgetrieben und wahrscheinlich wieder nichts Gutes im Schilde geführt I...

Jetzt sehe ich, wie sich ihre Wut in Sorge verwandelt. Ihr Blick wird weich, wässrig, mitfühlend. Sie steht auf, durchquert das Zimmer mit drei großen Schritten und umarmt mich.

Erschrocken hebe ich die Arme, schlinge sie vorsichtig um ihre Schultern und halte die Luft an.

Wenigstens mein Atem soll ihr erspart bleiben. Sie tastet prüfend nach meinen Rippen und Hüftknochen. Ich kenne dieses Abtasten, diesen Griff. Dann lässt sie mich los, rümpft die Nase über meine wahrscheinlich nach Rauch stinkenden Haare, tritt zurück und schüttelt den Kopf.

»Fastest du wieder?«, fragt sie auf Deutsch.

Ich schüttele den Kopf.

Mein Schwager unterhält derweil Humphrey und Mona. Sie sollen dieses Gespräch besser nicht mit anhören.

Natürlich glaubt sie mir nicht, will wissen, warum ich so blass und spitz im Gesicht bin, und woher die dunklen Ränder um meine Augen stammen. Ihre Frage, wo die geschätzten fünf Kilo fehlendes Gewicht geblieben sind, bleibt unbeantwortet.

Als sie meine Venen sehen will, tippe ich mir gegen die Schläfe und verlasse das Zimmer. Sie hinterher.

»Warte, Lisa, warte !...« Sie hält mich am Arm fest.

Wir stehen einander gegenüber. Im Gang brennt kein Licht. Ich schmiege mein Gesicht in den Schatten, wo es sicher ist.

»Ich !... ich will mich nicht streiten. Ich mache mir Sorgen, verstehst du das nicht? Ich sehe doch, dass du unglücklich bist !... Mama ruft jeden Tag bei mir an und fragt nach dir. Ich will sie nicht anlügen, aber !... Was soll ich ihr denn sagen? Sag du's mir !... Was, um Himmelswillen, soll ich sagen?«

Ich zucke mit den Schultern.

»Hör zu, ich werde nicht zusehen, wie du hier zugrunde gehst! Ich werde nicht zulassen, dass du dich zu Tode hungerst und –«

»Ich hungere mich nicht zu Tode!«

»Das fällt dir schon gar nicht mehr auf, was? Wach auf, Lisa! Du bist nur noch ein Schatten deiner selbst! Wann hab ich dich das letzte Mal lachen gesehen?«

»Frag dich mal warum! In der Kirche gab's bestimmt nicht viel zu lachen.«

»Da gehst du doch sowieso nicht mehr hin! Was machst du überhaupt den ganzen Tag? Warst du heute in der Schule? Nein, nein, schon gut, sag nichts! Ich will es gar nicht wissen !...«

»War's das jetzt?«

»Nein, das war's noch nicht! Nicht mal in Ansätzen! Ich !... ich werde Mama anrufen. Sie sollen den Rückflug für dich buchen.«

Ich erinnere mich an mein letztes Telefonat mit Tyler.

Ein brüchiges »You should leave the country«, dicht gefolgt vom Klickgeräusch des Hörers und monotonem Tuten. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört.

»Ich kann das einfach nicht länger verantworten!«

Ihre Stimme überschlägt sich, erste Tränen quellen aus ihren hellen Augen.

»Du bist doch meine kleine !... meine kleine Schwester !... du !... du brauchst Hilfe.«

»Ich komm schon zurecht.«

»Nein, verdammt nochmal, du kommst eben NICHT zurecht! Ach was !... Es hat keinen Zweck mit dir zu reden. Ich hab mein Möglichstes getan! Sollen sich Mama und Papa mit dir rumschlagen.«

Ich mache kehrt und beende das Gespräch, indem ich mich neben Humphrey an den Küchentisch setze. Die Stimmung in der Küche scheint ausgezeichnet zu sein. Während ich mich noch über die strahlenden Gesichter wundere, wendet sich Humphrey augenzwinkernd an mich. Ob ich die »frohe Botschaft« schon erhalten habe, will er wissen. Verwirrt schüttele ich den Kopf. Das muss ein Missverständnis sein !... Doch ehe ich mich zum Nachfragen durchringen kann, tritt meine Schwester

naseschnäuzend aus dem dunklen Gang. Stolz und trotzig feuert sie ein schnelles »I'm pregnant«, in mein fassungsloses Gesicht.

»Oh I...« Mehr fällt mir dazu nicht ein.

Sie sei schon im vierten Monat, erklärt sie. Ich bin natürlich die letzte, die davon erfährt. Klar, schließlich bin ich der größte Risikofaktor dieser Schwangerschaft, der Stressverursacher Nummer Eins. Wahrscheinlich will sie mich deshalb zurückschicken.

»You should leave the country I...«

Tyler hat recht.

Was, wenn doch noch ein Zeuge auftaucht? Wenn sie Spuren finden? Wir waren doch beide vollkommen in Panik I... Bestimmt haben wir einen Fehler gemacht, etwas übersehen.

Auf Tyler ist doch kein Verlass I... Was, wenn er beim Saufen weinerlich wird, in Beichtlaune gerät und sich jemandem anvertraut? Wenn sie ihn schnappen, wenn jemand seinen Truck gesehen hat, wenn –

Wird er wirklich dichthalten? Andererseits arbeitet er schließlich im Knast und weiß, was es bedeutet, seine Freiheit zu verlieren. Die Freiheit UND den Alkohol. Vielleicht hält er aber gerade deshalb den Jugendknast für das kleinere Übel und liefert mich aus I... »You should leave the country«. Warum? Um mich vor all dem zu bewahren, auch vor Tyler selbst? Er kennt seine Schwächen. Vielleicht wollte er mich warnen, vielleicht –

Überflüssig, alles überflüssig! Die Entscheidung liegt nicht in meiner Hand. Schwester, Schwager und Eltern werden sie mir abnehmen.

Kim zerrt an meinem Ärmel. Sie ist ganz aus dem Häuschen, hingerissen von der Schwellung unter dem Pullover meiner Schwester. Sie fordert mich auf, es ihr gleichzutun und den Bauch zu betasten. Erschrocken entreiße ich ihr meine Rechte. Nicht mit dieser Hand. Auf keinen Fall.

»Jetzt hab dich nicht so«, brummt mein Schwager und nickt munter zum Bauch.

Zitternd bewege ich meine bleiche Linke auf den kleinen Hügel zu.

Verbrechen trifft auf Reinheit. Vorsichtig betaste ich die Oberfläche eines Lebens, das frei von Sünde, Verantwortung und Schuld ist. Für wenige Augenblicke streifen meine Finger das Werden. Verlegen ziehe ich den Arm zurück, setze mich auf meine Hände und hoffe, nichts beschmutzt zu haben.

Zum Abschied führen wir die altbekannte Choreografie auf. Schwester und Schwager schütteln die Köpfe, ich zucke die Schultern. Damit ist alles gesagt.

Der Gedanke daran, dass die kleine, unschuldige Larve im Bauch meiner Schwester mein Komplize und Fluchthelfer ist, gefällt mir.

Eine ungeborene Form von Mitgefühl ist mir am erträglichsten.

Es folgen Telefonate.

Die Stimme meiner Mutter entwaffnet mich. Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll, also weine ich. Versuche zu schweigen, anstatt zu lügen. Streite nicht und nichts ab. Schluchze, und lasse sie ihre Schlüsse ziehen.

Mona ruft nach mir.

Ich wälze mich aus dem Bett, stütze mich auf die Kommode, warte, bis das Schwarz verschwindet, und taumle mit schmerzendem, wundgeträumten Kopf in die Küche, um wieder einmal in aller Herrgottsfrühe den Telefonhörer entgegenzunehmen, durch den mir meine Eltern ihre Zukunftspläne für mich unterbreiten.

Zunächst begrüße ich diese gut gemeinten Pläne weinend, später schweige ich stur. Ihre Erwartungen und Vorstellungen erscheinen mir bedeutungsloser denn je. Ich hänge am Hörer und lausche einer grotesken Zukunftsober für zwei Stimmen. Hämisches analysiere ich die Partitur: endlose Wiederholungen des immer gleichen Themas, durchsetzt von einigen wenigen, phantasielosen Variationen.

»Abitur ist wichtig █... sehr wichtig █... nach den Sommerferien direkt in die 12. Klasse einsteigen █... bloß keine Zeit verlieren █... Abitur ist wichtig █... sehr wichtig.«

Wie schön sie sich das zurechtgelegt haben. Einfach, sauber, glatt. Wir fliegen sie einfach zurück in die Normalität, unsere Tochter! Deutschland weiß schließlich nichts vom hohen Norden. Lasst uns die unerfreulichen Vorkommnisse gemeinsam (als Familie!) totschweigen. Unsere Tochter war im Ausland, jaha, sie spricht jetzt fließend Englisch █... Nicht billig, so ein Aufenthalt, aber wir wollten es ihr ermöglichen █... Was für ein Privileg █... Wichtig, so eine Erfahrung █... und das in jungen Jahren █... das erweitert den Horizont!

Manchmal lege ich das Telefon weg und beiße in die Sofakissen, wie früher.

Damals hatte ich dieses Kissen. Ein kleines, rosafarbenes Ding mit einer Stickerei. Schnörkelige Schreibschriftbuchstaben auf Pastell. Von pedantischer Hand aufs Säuberlichste, Stich an Stich, eingenäht, prangte dort mein Name.

Ein Name, der mit der Zeit, nach Tausend Bissen, unleserlich geworden ist, den ich gerissen habe, wie ein Tier seine Beute.

Übrig blieb eine rosa Glatze, aus der hier und da kümmerliche Fäden sprossen █...

Aber zurück zum Gespräch.

Mir wird mitgeteilt, dass das Yukoner Schuljahr zwar offiziell erst am 24. Juni endet, der Rektor eine frühere Abreise allerdings für unproblematisch hält. Die letzten Schulwochen seien ausschließlich für die Final Exams reserviert, und da ich keinen kanadischen Schulabschluss anstrebe, für mich ohnehin nicht weiter wichtig.

Der zweistimmige Chor am anderen Ende der Leitung jubelt.

Wie herrlich unproblematisch sich doch alles gestaltet! Siehst du, Schatz, alles gar kein Problem █...

Ich greife nach dem Sofakissen.

## 46.

Das Chaos, das in dieser Weite wütet, die Ausschweifungen von Natur und Mensch, das Taxi-ertwerden von fremden Sternen, die Ohnmacht gegenüber Gewalten und Gewalttätigkeiten – in Whitehorse sind sie zu Hause, regieren diesen Breitengrad, treiben Gold- und Sinnsucher in den Wahnsinn. All die Macht, die man gerne einem Gott, einem gütigen, berechenbaren Alten mit weißem Bart, überließe, haben sie an sich gerissen.

Ich kann hier nicht länger bleiben. Die Träume auf diesem blutdurstigen Boden, die Luft, die nach Erinnerungen riecht – sie drohen, mir den Mund aufzusprengen.

Whitehorse hält meinen Kopf fest in der Zange und zögert den Moment, in dem es mich wie eine Walnuss aufknacken und die Geheimnisse meines Hirns offenlegen wird, genießerisch hinaus.

Ich liege im Knackermaul und erwarte den Biss. Mein Dichthalten ist reine Glückssache. Träume und Tagesform treiben mich täglich an den Rand der Beichte.

Die Polizei ermittelt noch immer.

Wie viel Zeit bleibt mir noch?

47.

Ich reiße den Umschlag auf:

YUKON TRAVEL AGENCY  
212 MAIN STREET  
WHITEHORSE YUKON Y1A 2B1

DATE: 28 MAY 2001  
INVOICE: ITIN50085  
COUNSELLOR: JACKIE  
LOCATOR: WRW7B8

PASSENGER :  
KERZ/ELISABETH MS

FROM

LOCATION WHITEHORSE

TO

LOCATION-MUNICH

TOUR

CHECK-IN: 06 JUN 01

CARRIER FLT/CL

DATE DEP : CM744 05JUN WHITEHORSE .... 2:05P  
DATE ARR : VANCOUVER .... 4:30P  
DATE DEP : CM759 06JUN VANCOUVER .... 4:50P  
DATE ARR : MUC .... 1:30P  
CM744 – CARRIER: CANADA 3000  
CM759 – CARRIER: CANADA 3000

PACKAGE

LOCATION-MUNICH  
PACKAGE TOURS  
CONFIRMATION-31179953  
CANADA 3000 HOLIDAYS BOOKING

Fünfter Juni. Nur noch bis zum Fünften, dann werde ich fliegen und fliehen!

Wo mag Tyler jetzt stecken?

Gestern, am späten Vormittag, ist er Richtung Alberta aufgebrochen. Wenn er die Nacht durchgefahren ist, sollte er bereits in Edmonton sein.

Ich glaube nicht, dass er dort lange bleiben wird.

Plötzlich muss ich an all die Gesichter denken, die ich nie mehr wiedersehen werde. Mir fällt meine Kleinbildkamera ein:

24 Fotos, aufgenommen innerhalb der ersten vier Tage. Seitdem hat sie ihre Blende nicht mehr geöffnet.

Die Fir Street, die Centennial, Kat und Matt, Josh, Bernie und die Jungs, Mona und Humphrey – ich habe nichts dokumentiert. Sie werden allesamt verblassen, in Gedächtnislücken stürzen, unauffindbar werden und schließlich verschwinden.

Totale Amnesie bei Tag, Rückkehr zur Realität bei Nacht – wird es so sein?

Wie lange werde ich brauchen, um die Realität in die Träume und die Träume in die Nichtigkeit zu drängen?

Wie lange wird mich die nächtliche Rückschau terrorisieren, und wann werde ich mir sagen können, »es war nur ein Traum«?

Wenn Träume, Tat und Schuld verblassen, keimt dann die neue ■Reinheit?

Vielleicht verwächst sich die Angst.

Ich will nicht darauf hoffen.

Nein, ich werde auf nichts mehr hoffen.

Grünen Lichtschlangen und unerfüllbaren Wünschen werde ich fortan aus dem Weg gehen.

Ich werde das Chaos anerkennen und versuchen, lebendig zu bleiben.

Die Sehnsucht wird am größten sein.

Bild No.8 (8/24)  
Format 10 × 15 cm  
09/2000

Die Aufnahme ist leicht verschwommen.

Sechs von zehn Zentimetern Landschaft sind wolkig weiß. Blaue Berge markieren den Horizont, greifen nach dem Himmel und tönen seine Ränder feucht. Weiß saugt Blau wie Löschpapier.

Die Wipfel borealer Nadelwälder bilden den Zickzack-Saum der Berge.

Zu Füßen des Fotografen erstreckt sich ein kiesgraues Feld, das von einem hauchdünnen Asphaltstreifen begrenzt wird. Jenseits des Streifens drücken Flachdachhäuser ihre Rücken gegen den Wald.

In der Bildmitte thront ein großes, fuchsbraunes Schild. Ein Steinkreis aus gelblich-gräulichen Findlingen, zwischen denen je drei kleine Fichten und Birken wachsen, umrahmt die hölzerne, fast quadratische Tafel. Cyanblaue, gut 1,50 m hohe Buchstaben füllen das Holz, um den Namen »YUKON« herauszuschreiben.

Es scheint, als versammle das von zwei Stelzen getragene Schild Bäume und Steine wie Schachfiguren um sich. Birken werden zu Läufern, Fichten verwandeln sich in Pferde. Die Bauernfindlinge marschieren an vorderster Front.

Ich sehe mich mit weit ausgebreiteten Armen unterhalb des blauen Ns.

Mein Kopf bildet den Schnittpunkt der diagonal und senkrecht verlaufenden Buchstabenelemente. Der dunkel umrandete, helle Fleck, mit den bräunlichen Schatten ist mein Gesicht. Ein winziges Leuchten lässt darauf schließen, dass ich lächle.

Wind und Arme spannen die offene, schwarze Jacke zu beiden Seiten meines Körpers auf wie Fledermausflügel. Mit meinen Jackenschwingen verdecke ich das letzte Wort der Aufschrift:

»Welcome to Canada's YUKON the magic and the mystery.«

*04.06.2001*

11:30 PM

In weniger als 15 Stunden werde ich im Flugzeug sitzen. Wie zwei Hunde liegen Koffer und Rucksack auf dem Teppich vor dem Bett und fiebern dem Morgen entgegen. Bestimmt würden sie aufgeregt mit Griffen und Trageriemen wedeln, wenn sie nur könnten.

Ein letztes Mal ziehe ich den Handspiegel aus der Nachttischschublade und lasse mich von zwei dunklen Augen anstarren.

Ich beobachte, wie sich meine Pupillen weiten und sich gegen den Rand der bernsteinfarbenen Iris schieben. Aus feuchten Augenwinkeln schlüpfen feine, rote Äderchen; kleine Risse im porzellanweißen Glaskörper.

Am Oberlid schwingen sich die Wimpern zu den Augenbrauen empor. Wenn ich den Kopf auf die Brust lege und dabei nach oben schaue, berühren sie die Brauenbogen.

Dünn und bläulich schimmert die Haut über den Augenhöhlen. Ich kann die Form meines Schädels erahnen.

Auf der Nase sind die Poren etwas gröber, als wollten sie beim Atmen helfen. Auf Wangen, Kinn und Stirn dagegen verfeinern sie sich bis zur Unkenntlichkeit.

Der Leberfleck am Kiefergelenk, die kleine Gedankenstrich-Narbe am Kinn – alles scheint am Platz, gebärdet sich unverändert.

Mit der Handkante baue ich am Stirnansatz einen Damm und dränge die welligen Strähnen zurück: Noch immer kein Kainsmal.

*05.06.2001*

2:18 AM

Ich liege hellwach auf der Tagesdecke.

2:20 AM

Ich ertaste die Nachttischlampe. Die Zimmerecke wird gelb. Ich stehe auf und ziehe mich an. Heute Nacht will ich nicht träumen.

Als es dämmt schleiche ich auf die Veranda und zünde meine letzte »Export A« an.

Ich denke über den kleinen Handspiegel nach. Er hat mir nichts gezeigt. Ich weiß nicht, was die anderen sehen. Ein gefährlicher Zustand. Wo ist der Helm, wo das Visier, das ich zuklappen kann, wenn sie meine Augen suchen?

Schwere stülpt sich über meinen Kopf, und ich frage mich, ob diese Schwere die Tarnkappe sein wird, die mich vor neugierigen Blicken schützt.

Ein Leben in Unsichtbarkeit. Maximaler Schutz, maximale Einsamkeit. Keine Ahnung, ob ich das ertragen werde. Ich setze die Kopfhörer auf und drücke die Play-Taste.

»I... there's a feeling I get, when I look to the west and my spirit is crying for leaving.  
And a new day will dawn for those who stand long and the forests will echo with  
laughter. Remember laughter? I...«

Mit der Schuhspitze grabe ich ein kleines Loch und beerdige den Zigarettenstummel.

Die Sonne, ein unerwünschtes, kümmerliches Scheibchen, tritt über die Schwelle des Horizonts. Widerwillig ergibt sich der Himmel und wird hell.

Das Taxi hält vor dem Terminal des Whitehorse Airport.

Ich bezahle.

Der Fahrer kurbelt das Fenster runter, steckt sich einen Zigarillo an und beobachtet durch den Rückspiegel, wie ich mein Gepäck aus dem Kofferraum hieve. arschloch.

Mit meinem Koffer humple ich schwerfällig auf den Eingang zu.

Automatisch auseinandergleitende Glastüren zerreißen mein Spiegelbild wie Rumpelstilzchen.

Das Flughafengebäude, flach, rechteckig, klein, wirkt, als hätte man es aus dem Bodensatz einer Lego-Kiste zusammengebaut. Die Innenausstattung besteht aus einem Gepäckband, einem Geschenke-Shop und einem Cafe – dann waren die Steine alle.

Nachdem ich mein Gepäck losgeworden bin, stelle ich mich an ein Fenster und beobachte die Flugzeuge beim Einparken.

Jemand tippt mir auf die Schulter.

Es ist Bernie.

»Hey! What a surprise!«

Verlegen zuckt er mit den Schultern.

Über uns knarzt eine Frauenstimme aus den Lautsprechern:

»Do not leave your luggage unattended!«

Ich deute mit den Fingern Richtung Decke und grinse.

»They already know you're here, eh?«

Wir lassen uns von einer wasserstoffblonden Bedienung zwei Kaffee in Pappbecher füllen und spazieren hinaus auf den Parkplatz.

Bernie wirkt nervös. Er atmet hörbar ein und überwindet sich zu sprechen. Unsicher und zögerlich, als würde er ein Gedicht rezitieren, das er nicht vollständig auswendig kann, trägt er seinen Text vor.

»Before you leave █... I wanted to ask you something. You don't have to answer █... It's just – I can't stop thinking about it █...«

»What is it?«

»You remember that note I gave you?«

»Which note?«

»From Kyle.«

Ich drehe mich um. Meine Füße steuern auf das Flughafengebäude zu. Bernie kommt mir nach. Er hält mich am Ärmel fest.

»Wait! Please, wait!«

Er steht dicht hinter mir, die Hand auf meiner Schulter. Seine Stimme ist ein aufgeregtes Flüstern.

»I █... I saw him! He came out of your room █... What █... Why █... I mean – fuck, I knew there

was something wrong! I knew it right away! It's just that █... I was so fucking hammered that night and I thought, I don't know, maybe this is some kind of bad trip, maybe I'm dreaming, maybe this is just a huge misunderstanding █...

I heard you were up and I wanted to go down and talk to you, but then █... fuck, I – I still remember the look in your eyes when you came out of that bathroom. I'm █... I'm so sorry.«

Ich schüttle seine Hand ab. Das Schweigen zwischen uns verfestigt sich. Der Minutenzeiger der Flughafenuhr rutscht vorwärts; einmal, zweimal. Nach dem dritten Mal schiebt sich Bernie in meinen rechten Augenwinkel.

»All I want to say is █... He got what he deserved. I don't know, who did it, but I wish it was me.«

Meine Schneidezähne beißen in zitterndes Unterlippenfleisch.

Ich nehme Bernies Hand, wende den Kopf und lasse mir die Antworten von den Augen ablesen.

Als mein Flug aufgerufen wird, umarmen wir uns ein letztes Mal.

»Take care, german sailor«, krächzt es neben meinem Ohr.

Dann gleiten Bernies Hände zurück in seine Jackentaschen. Er dreht sich um, schlängelt sich durch die Fluggäste und verschwindet.

An den Flug von Whitehorse nach Vancouver habe ich keine Erinnerung. Von Vancouver selbst bekomme ich nichts zu sehen. Flughafen, Shuttlebus und das Holiday Inn, in dem ich meine letzte Nacht auf kanadischem Boden verbringe, sind nichts weiter als die geklonten Geschwister tausend anderer Flughäfen, Busse und Franchise Hotels. Aus Angst einzuschlafen, gehe ich im Zimmer auf und ab.

Sie verfolgen mich. Bestimmt verfolgen sie mich. Sobald ich mich in Sicherheit wiege, werden sie zuschlagen █...

Ich warte auf das Poltern schwerer Polizeistiefel im Flur. Wenigstens werden sie mich nicht im Schlaf überraschen.

Fernseher und Deckenlicht bestrahlen mein Zimmer bis in den Morgen. Blonde Amerikaner prostern mir mit ihren Kaffeetassen zu und begrüßen mich zum Frühstücksfernsehen. Mein rechter Daumen bringt sie zum Schweigen. Ich schultere meinen Rucksack und verschwinde.

Mit zitternden Knien bewege ich mich auf die Passkontrolle zu.

Der Flughafenangestellte wirft einen gelangweilten Blick in meine Papiere und winkt mich durch.

Um 16.50 Uhr nehme ich in Reihe 37 Platz.

Wir starten.

Zum ersten Mal nach anderthalb Tagen wage ich es, meine Schuhe auszuziehen.

Rückflug. Rückkehr. Heimkehr █... flüstere ich vor mich hin.

Zurück █... Es gibt kein Zurück. Die Möglichkeit eines Zurück existiert genauso wenig wie die einer Flucht nach vorne. Es gibt kein Vorne. Die Zeit ist kein überschaubares Ding mit zwei Enden, kein Ticktack-Tier, das seine Nase in Zukünftiges steckt und mit dem Schwanz die Vergangenheit verwischt. Jetzt ist jetzt ist jetzt.

Ich muss geschlafen haben.

Die Crew bereitet sich auf die Landung vor, Anschnall-Signale leuchten auf. Das Flugzeug wühlt sich durch Wolkenschichten.

Meine Ohren begleiten das Absinken mit lauten Knackgeräuschen.

Ich schiebe die Jalousie hoch und kühle meine Stirn an der Scheibe. Eine dichte, wattige Nebelmasse verpackt den Flügel, will sein Metall vor Kratzern schützen.

Dann bricht das Weiß auf.

Unter mir sehe ich Deutschland.

Es leuchtet grün.

hosted by [www.boox.to](http://www.boox.to)

## Playlist

1. Bombtrack Rage against the Machine
2. Bullet in the Head Rage against the Machine
3. Killing in the Name Rage against the Machine
4. Die Eier von Satan TOOL »Aenima«
5. Million Miles Away The Offspring »Conspiracy of One«
6. Elite Deftones »White Pony«
7. Fuckin' Wit'D DMX »It's dark and hell is hot«
8. Bring Your Whole Crew DMX »Flesh of my flesh blood of my blood«
9. Stairway to heaven Led Zeppelin »Led Zeppelin 4«

# ANMERKUNG

Leroys Predigten wurden auf Grundlage der Sermons auf der Internet-Seite [www.sermoncentral.com](http://www.sermoncentral.com) (resources for preaching and teaching) montiert.

# IMPRESSUM UND COPYRIGHT

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2013  
[www.verbrecherverlag.de](http://www.verbrecherverlag.de)

© Verbrecher Verlag 2012  
Cover: Sarah Lamparter  
Lektorat: Jan Jenrich  
Satz und E-Book-Umsetzung: Christian Walter

ISBN Print: 978-3-943167-03-0  
eISBN EPUB: 9783943167252  
eISBN Mobipocket: 9783943167368

*Der Verlag dankt Josefine Haubold und Kristina Wengorz.*